Fernan Caballero's

sämmtliche Werke.

Vierter Theil.

Fernan Caballero's
sämmtliche Werke.

Aus dem Spanischen übersetzt

von

August Geyder.

Vierter Theil: Lagrimas I.

Breslau:
Josef Max und Komp.
1860.

Lagrimas.

Ein Sitten-Roman aus der heutigen Zeit

von

Fernan Caballero.

Aus dem Spanischen übersetzt

von

August Geyder.

Erster Theil.

Breslau:
Josef Max und Komp.
1860.

Lagrimas.

Erstes Kapitel.

Oktober 1837.

Ach, auf mein kaltes Denkmal fällt
Traurig der Regen nieder,
Doch ihr, ihr weint mir keine Thräne.
Casimir de Lavigne.

Ihre Seele war gleich einem Krystall: ein Hauch trübte sie, ein Sonnenstrahl durchdrang sie, ein Stoß würde sie zerbrochen haben. Es sind Engelsseelen, deren größter Vorzug darin besteht, daß sie ihren Werth nicht kennen; die darüber nicht weinen, wohl aber über das Herzeleid, welches unser gemeinsames Erbtheil ist. Der Verfasser.

„Gott! erbarme Dich unser!" so rief wiederholentlich mit schwacher und erschöpfter Stimme eine unglückliche Frau, welche sterbend während eines furchtbaren Sturmes im Golf von las Yeguas in der engen Kabine einer Fregatte lag.

Das Schiff, inmitten des Ozeans einem Sandkorn der afrikanischen Wüste gegenüber zu vergleichen, war ein Spiel der Wellen; sie tobten gegen seine Seiten und beugten es dergestalt nieder, daß es bald schien, es wäre besiegt in dem Kampfe umgesunken, um sich nie wieder emporzurichten; bald öffnete sich ein ungeheurer Abgrund, in welchen es sich vermittelst des Gewichts seiner eigenen Masse stürzte; bald hing es hoch auf dem Gipfel schäumender Wogen, und es schien, als wollte das Meer mit weißen Krallen sich seiner Beute bemächtigen; bald ward es wiederum in die Seiten gepeitscht, und aus dem Gebrüll schien die Frage hervorzutönen: Du bist kein Fels und willst Widerstand leisten? Das Schiff wich im Kampf zurück, aber es verlor den Muth nicht, ein Bild der Ausdauer, welche duldet, ohne zu zagen, und ... ihres Weges weiter geht.

Man hatte alle Segel eingerefft, und die Masten mit ihren Raaen und den unzähligen herniederhängenden Tauen sahen aus wie Weiber, die mit aufgelöstem Haar und mit ausgebreiteten Armen den Himmel um Erbarmen anflehten. Hoch oben jagten schwarze Wolken mit gerunzelter Stirn daher; ihre Donner antworteten dem Meer, welches sich brüllend zu ihnen emporstürzte, als wollte es sie zum Kampf herausfordern oder dem Himmel seine Sterne entreißen. Auf dem Verdeck bemerkte man eine staunenswerthe Erscheinung: der Ho-

rizont, der auf dem Ozean den Weg anzeigt, der die Reisenden mit Hoffnung erfüllt und ihnen Befreiung aus dem Kerker des Schiffes verheißt, war verschwunden. Das Fahrzeug war rings von entsetzlich hohen, düstern Wassermauern umgeben, die eine nach der andern es wie einen Ball umherschleuderten.

„Gott erbarme sich unser!" wiederholte die Unglückliche, allein Niemand antwortete auf diesen schwachen Angstruf. Niemand antwortete, denn in der engen Kabine befand sich nur eine Negerin, die nach den heftigsten Anfällen der Seekrankheit wie todt auf dem Boden lag, und ein sechsjähriges Mädchen, welches im Bett der Mutter zu deren Füßen schlief.

„Herr Jesus!" sagte die Unglückliche, „so zu sterben ohne den Beistand eines Priesters, der meinen Geist aufzurichten, mir den Tod als einen freundlichen Erlöser herbeizuführen, ohne einen Arzt, der meine Schmerzen wenigstens in etwas zu lindern vermöchte. Um wie vieles ist doch der Verbrecher besser daran, den man zum Richtplatz führt! Die letzten Schritte, die er dem Tode entgegen thut, sie werden ihm erleichtert; unter allgemeiner Theilnahme wird er in den letzten Schlaf gebracht! Mein Gott! ich bin verlassen ... verlassen! Mir wird kein Blick des Mitleids, kein Lebewohl zu Theil! Und hier meine Tochter, sie muß in diesem unvermeidlichen Schiffbruch neben der Leiche ihrer Mutter zu Grunde

gehen! Schlafe, mein Engel, schlafe! Du weißt noch nicht, was Gefahr, was Angst, Verwaistsein, Todeskampf, Tod bedeutet; unbekannt sind Dir noch die Schrecknisse des Lebens. O, Du meine Mutter der Thränen, deren Namen sie führt, rette sie aus diesem Schiffbruch, schütze die arme Waise!"

Ein Donnerschlag erdröhnte, das Schiff erbebte, seine Eingeweide erkrachten, keuchend schien es gegen seinen Untergang anzukämpfen. Der Windstoß zischte in dem Takelwerk, als hätte sich jedes Tau in eine Schlange umgewandelt.

„Roque, Roque," seufzte die Unglückliche, „ich sterbe."

Da trat ein hochgewachsener, dürrer, starkknochichter Mann in die Kabine; seine gemeinen Gesichtszüge trugen das Gepräge, welches schlechten, zu Reichthum gelangten Menschen eigenthümlich ist. Auf seinem Antlitz sprangen die Backenknochen eckig hervor, und unter der mit dichten Brauen beschatteten Stirn glotzten einen runde, braune, schielende Augen an. In seinem großen Munde mit den fleischlosen Lippen dampfte fortwährend eine Puro*), und diese Gewohnheit hatte die Ränder seiner kurzen und breiten Zähne gebräunt. Sein Teint

*) Blättercigarre, zum Unterschied von den Papiercigarren, cigarritos.

hatte die dunkle, schmutzige, gallige Färbung, wie sie durch die Krankheiten der tropischen Länder, durch das Goldfieber und die mit demselben verbundene Angst und Unruhe hervorgebracht wird.

„Was verlangst Du, Weib?“ fragte er; „glaubst Du, daß man sich bei diesem Sturm um Dich bekümmern kann? Schweige, zum Donnerwetter! Wenn Du etwas haben willst, weshalb rufst Du da nicht diese Bestie?“ Dabei gab er der Negerin einen Fußtritt, die sich jedoch nicht rührte.

„Ich sterbe, Roque!“

„Da wirst Du Gesellschaft bekommen, denn ich glaube, wir gehen Alle unter. Beim Teufel, es ist eine verfluchte Geschichte!“

„Schweige, schweige, Roque! Fluche nicht, da Du dem Tode so nahe bist. Roque, Du hast mich immer rauh und hart behandelt. Wider meinen Willen hast Du mich meiner Heimath entrissen. Als ich mich einschiffen mußte, war ich bereits so krank, daß die Aerzte Dir verkündeten, ich würde auf der Ueberfahrt sterben. Roque, ich verzeihe Dir, wenn Du mir gelobst, Deine und meine Tochter zu lieben, für sie zu sorgen und ihr das Leben angenehm zu machen, solltet ihr Beide gerettet werden.“

„Was sich diese Närrin einbildet!“ versetzte Don Roque. „Sucht sich die passendste Zeit, um mir eine

sinnlose Predigt zu halten und mir meine Tochter zu empfehlen."

„Ist es ja das Letzte, was ich Dir zu sagen vermag, Roque, denn ich sterbe."

„Du bleibst Dir immer gleich. Aber ich kann mich hier nicht weiter mit Dir befassen; der Kapitän ruft mich, wir müssen sammt und sonders bei den Pumpen arbeiten."

Mit diesen Worten eilte Don Roque die Treppe hinauf.

Sein unglückliches Weib sah ihn davongehen; sie blickte auf die Negerin, welche regungslos dalag, auf ihre Tochter, welche schlief; denn die Unschuld schläft wie die Heiligkeit des Gottmenschen ruhig inmitten der Stürme. Die Sterbende versuchte sich aufzurichten, um in einem Kuß auf das Haupt ihrer Tochter und sie segnend ihre Seele aushauchen zu können, allein sie vermochte es nicht; die geringe Bewegung zog ihr die größten Beklemmungen und eine Ohnmacht zu, während draußen das Meer mit verdoppelter Gewalt aufbrüllte und der Sturm mit verdoppelter Wuth daherbrauste.

„Mutter der Thränen," murmelte sie, als sie in ihrem Todeskampf wieder etwas zu sich kam, „Du bist, allerheiligste Mutter, mein Trost und meine Zuflucht; Du wirst für die, die Dir so ergeben ist, die Vermittlerin sein bei dem Allmächtigen, der durch Dich mit uns

in einen Bund getreten ist. Wir flehen zu Gott und legen in Deine Hände unsere Gebete. Herr, errette meine Tochter und habe Erbarmen mit mir! Was ich gelitten habe, verzeihe ich ihm, und all' mein Verzeihen und all' mein Leiden bringe ich zum Opfer dar, auf daß meine Tochter gerettet und meiner Seele Heil zu Theil werde.»

Jetzt schwankte das Schiff dergestalt, daß das Kind erwachte und wie träumend seine Mutter leise sagen hörte:

„Fest mich haltend an den Nägeln,
Lehne ich mich an das Kreuz,
Daß Du allzeit mich beschützest,
Jesus, Du Erlöser mein!"

Das Kind hatte, als es zu sprechen begann, von seiner Mutter dies Gebet erlernt; wie träumend wiederholte es:

„Daß Du allzeit mich beschützest,
Jesus, Du Erlöser mein!"

Und Beide entschliefen, die eine jedoch . . ., um nie wieder zu erwachen.

Und Jesus nahm sie Beide in seinen Schutz, wie sie es erfleht hatten. Nach einigen Stunden beruhigte sich der Sturm ein wenig. Der Kapitän und die Passagiere begaben sich nach der Kajüte hinab, um einige Nahrung zu sich zu nehmen, denn seit vierundzwanzig

Stunden hatte Niemand daran denken können, etwas zu genießen. Man ging mit Licht in die Kabinen. In der, welche die Sennora inne hatte, fand man die Negerin regungslos, das Kind schlafend daliegen, und die Sennora regungsloser wie jene und in einem tieferen Schlaf wie dieses; eine Leiche lag sie da, bereits so kalt wie Alles, was sie umgab.

„Gott stehe uns bei!" rief der Wärter, als er mit Licht eintrat, „die Sennora ist gestorben!"

„Wer ist gestorben?" fragte der Kapitän, stürzte in die Kabine, und er, dem der Sturm nichts anhatte, den die Gefahr nicht erschütterte, er erblaßte vor dieser sanften, stillen, verlassenen Leiche.

„Furcht und Schrecken mögen die Hauptursachen ihres Todes gewesen sein," sagte Don Roque, der hinter dem Kapitän eingetreten war. „Ja, es soll nur einer mit Weibern reisen! Auf der ganzen Fahrt hatte sie zu pinseln und zu jammern; jetzt setzt sie dem die Krone auf. Sie hatte sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, daß sie den Boden Spaniens nicht betreten würde."

Das war die Leichenrede, die der armen Märtyrerin gehalten wurde, nachdem sie durch Härte und Despotismus langsam hingemordet worden war. Wie nämlich jener Mensch diese liebliche, lenksame, habanesische Kreolin, die so zärtlich wie das Zuckerrohr ihrer Plan-

tagen auferzogen war, heirathete, erschien sie ihm als eine Last, als ein jährlicher Zins, den ihr Vater, ein reicher Handelsherr der Habana, bei der Mitgift von hunderttausend Duro's mit in den Kauf gegeben hatte.

Das Kind war bei dem Geräusch der Eingetretenen erwacht und richtete sich im Bett auf; die Negerin war aufgestanden und beide wandten ihre Augen nach dem Leichnam, die eine mit stupidem Erstaunen, das kleine Mädchen mit der Furcht, die aus mangelndem Verständniß dessen, was da vorgeht, entspringt.

„Meine Herrin! Ach, meine Herrin, meine Herrin!" schrie plötzlich die Negerin auf.

„Schweige, Bestie!" sagte Don Roque. „Haben wir noch nicht genug an dem Toben des Sturmes? Wenn Du nicht ruhig bist, so werde ich Dich, beim heil. Rochus, zum Schweigen zu bringen wissen. Kapitän," fügte er hinzu, „für den Tod ist kein Kraut gewachsen und wir können hier nichts weiter machen; lassen Sie uns im Zwischendeck nachsehen, ob meine Cigarrenkisten naß geworden sind, denn es steckt in ihnen ein Kapital von fünfmalhunderttausend Realen. Zum Donnerwetter! wenn sie Haverei erlitten haben, so kostet das so viel wie eine Reise nach China."

Der Aufwärter hing eine Lampe an die Decke der Kabine und Alle gingen hinaus außer der Negerin und dem Kinde. Die beiden setzten sich auf ein Bett, wel-

ches dem mit der Leiche gegenüberstand. Nachdem die Negerin viele Thränen vergossen hatte, denn sie weinte wie die Kinder, und wie man die ersten Schmerzen im Leben beweint, schlief sie ein. Das kleine Mädchen dagegen blickte mit seinen schwarzen, weit aufgerissenen Augen unverwandt nach der Leiche seiner Mutter. Die Lampe schwankte hin und her, je nachdem das Schiff hin und her geschleudert wurde, und so erschien denn die Mutter bald hell erleuchtet, als wollte sie aus dem Schatten hervor ihrer Tochter entgegenkommen, bald war sie wieder in's Dunkel, wie in Vergessenheit und Geheimniß versunken. „Mutter, Mutter!" sagte ab und zu das Kind mit leiser, furchtsamer Stimme . . . aber die Mutter antwortete nicht. Sie antwortet mir nicht, dachte das Kind, und sie schläft doch nicht!!!

Es meinte aber also, weil die Leiche, wie sie so von den heftigen Schwankungen des Schiffes geschaukelt wurde, sich bald zur Tochter kehrte, als wollte sie dieselbe mit ihren starren, von Niemandem geschlossenen Augen betrachten, bald wieder gewaltsam gegen die Planken der andern Seite geschleudert ward. Ein grausiges Bild war es des Todes und des Verlassenseins in einer düsteren Sturmnacht, in welcher die Leiche der Unglücklichen ein Spiel der Wogen war. War ihr doch sogar ein stilles, geweihtes Stück Erde versagt, in welches man Verstorbene zur Ruhe bringt, und das, durch

Gebet geweiht, von achtungsvollen Erinnerungen geschirmt wird.

Das Kind begriff nicht, was vorging; es wußte nicht, was Tod, nicht was Gefahr ist, und doch ward es unwillkürlich durch seine Umgebungen, durch das Geheul des Windes, durch das Gebrüll der Wogen und durch das düstere Schweigen der Mutter in Angst und Schrecken versetzt. Außer Stande, sich seine Gedanken zu erklären, das, was es um sich herum vorgehen sah, in Worten auszudrücken, wie dies Kindern zu ergehen pflegt, deren ihnen von Gott verliehene Mütter sie zu errathen wissen, bemächtigte sich der Seele des Kindes ein Gefühl des Entsetzens und der Beklemmung, welches sich seinem Charakter für immer düster und trübsinnig einprägte. In unbestimmter, verwirrter Erinnerung ertönten dem Mädchen die Worte, die sie von der Mutter, als dieselbe das Schiff bestieg, vernommen hatte.

Wie nämlich die Unglückliche sich in das Bett der Kabine legte, hatte sie gesagt: „Ja, ja! das wird mein Sarg sein; hier werde ich in trauriger Verlassenheit ruhen, ohne daß eine Kerze zu Ehren des Leichnams und als Symbol des Gebetes für mein Seelenheil angezündet wird. Nun, so lebe denn wohl, mein liebliches Heimathland, grün und reich wie die Hoffnung; ich verlasse dich, um dich mit dem erschöpften, hinfälligen, kin=

disch gewordenen Europa zu vertauschen, das mit Ruinen bedeckt ist und voll von Erinnerungen, welche die Ruinen des Herzens sind. Lebt wohl, ihr hohen, dichtbelaubten Bäume, die ihr noch von der Hand des Menschen verschont geblieben seid! Lebt wohl, ihr klaren Flüsse, deren krystallene Fluthen noch nicht von der sich immer breiter machenden Industrie getrübt und geknechtet werden! Lebt wohl, ihr starken Manglebäume, die ihr heiter in den bittern Meereswogen gedeiht! Es ward mir nicht gestattet, euch nachzuahmen, und ich unterliege der Bitterkeit, in der mein Leben dahinwelkt!"

An diese Worte erinnerte sich das Kind; sie erklangen ihm wie die gedämpften Töne eines feierlichen Requiems, und es verkündete ihm ernste, traurige Klänge, die es noch nicht zu begreifen vermochte. Den folgengenden Tag aber nähte und schnürte man die Mutter in ein Betttuch, band an ihre Füße eine Kanonenkugel und die Mutter erwachte darüber nicht! Man brachte sie auf das Verdeck; das Kind folgte schweigend, ohne daß man es zurückgehalten hätte, und nun wurde die Mutter Angesichts des schweigenden Kindes in das Meer gestürzt. Da wurden jedoch die Angst und der Schrecken, die das Mädchen bis dahin nur geahnt und nicht begriffen hatte, ihm deutlich. Verzweiflungsvoll schrie es auf und wollte sich seiner Mutter nachstürzen.

Es glückte dem Kapitän, dasselbe am Kleide festzu-

halten und in die Kajüte hinabzutragen, wo es von den furchtbarsten Krämpfen befallen wurde.

„Das ist eine schöne Geschichte," sagte Don Roque; „eben sind wir die eine los geworden und jetzt geht es mit der andern los!"

Das Mädchen war noch sehr krank, als sie in Cadix anlangten, wo Don Roque la Piedra seinen Wohnsitz zu nehmen beabsichtigte. Aerzte wurden um Rath gefragt und dieselben erklärten: das Klima von Cadix wäre bekanntermaßen für Brustleidende äußerst gefährlich; es wäre daher nöthig, das Kind anderswohin zu bringen, da es sonst bei seiner schwächlichen Constitution, bei seinem heftig erschütterten Nervensystem und bei seinem bereits beginnenden Asthma Gefahr liefe, hektisch zu werden.

Es wäre nun das Natürlichste gewesen, daß Don Roque, der durch nichts behindert wurde, sich anderswo niedergelassen hätte. Allein dem war nicht so. Cadix war der für seine Spekulationen geeignetste Ort; er schrieb daher an einen andern Amerikaner — so nennt man in Andalusien diejenigen, welche von dort kommen und nicht Söhne der Provinz sind —, der sein Gevatter und Geschäftsfreund war und sich in Sevilla etablirt hatte, er möchte nach Cadix kommen, das Mädchen mit sich nach Sevilla nehmen und es dort in einem

Kloster unterbringen, damit es in demselben unter seiner unmittelbaren Aufsicht erzogen würde.

Zweites Kapitel.

November 1837.

Wir müssen, obgleich es uns nicht angenehm ist, Einiges aus dem Leben dieser beiden Gevattern, die nunmehr in unsere Geschichte eintreten, mittheilen, denn es ist nöthig, daß wir von den früheren Verhältnissen derjenigen Personen einigermaßen unterrichtet werden, mit denen wir in Berührung kommen. Es ist dies um so nöthiger, da sich dem Leser ein armer, alter Mann, traurigen und jämmerlichen Aussehens, mit allen klar ausgesprochenen Anzeichen des Elends vorstellt. Man würde demgemäß ihm ein Almosen reichen, was allerdings eine Todsünde wäre, und er würde es unweigerlich annehmen.

Don Jeremias Tembleque, der Gevatter, den Don Roque erwartete, war ursprünglich ein Gassenkehrer gewesen. Eines Tages fand er bei seinem Geschäft eine mit Gold gefüllte Börse. Gleich darauf eilte die Magd herbei, die diese Börse mit dem Kehricht auf die Straße geworfen hatte. Das Mädchen fragte ihn, ob er das Gold, welches ihr Herr sofort vermißte, gefunden hätte?

Der ehrenwerthe Jeremias versicherte mit der größten Treuherzigkeit, es wäre ihm nichts dergleichen vorgekommen, und untersuchte mit der Zuvorkommenheit eines gutherzigen Menschen sorgfältig den übelduftenden Inhalt seines Karrens. Denselben Nachmittag wurde die unglückliche Magd auf die schimpflichste Weise fortgejagt, und am folgenden Morgen reiste Jeremias nach Gibraltar. Hier wußte er so zu jammern und zu klagen, daß ihn ein Schiffskapitän umsonst mit nach der Habana nahm. So verließ er demnach Gibraltar, das refugium peccatorum, und kam nach der Habana, der consolatrix afflictorum, ohne daß er nöthig hatte, eines seiner Goldstücke zu wechseln. Hier etablirte er eine Schenke, in welcher auch schmierige Karten und feuchter Tabak zu haben waren.

In diesem Allerheiligsten wurden die ersten Bande der Freundschaft zwischen dem Herrn der Schenke und einem liederlichen Soldaten geschlossen, der Spieler von Profession, sowie ein händelsüchtiger Mensch war, und Roque la Piedra hieß. Das war vor fünfundzwanzig Jahren geschehen. Damals war Don Roque vierundzwanzig, Jeremias fünfunddreißig Jahre alt. Seit dieser Zeit galt Ersterer in den Augen des Letzteren als ein hübscher Raufbold und verschwenderischer Eisenfresser; aber wenn er gleich solche Eigenschaften bewunderte, gefiel es ihm doch nicht, daß Roque einer Strafcom-

pagnie angehörte. Dieser dagegen betrachtete Jeremias nur als einen verächtlichen, knechtisch-demüthigen Schenkwirth.

Mit der Zeit hatten Beide ihr Glück gemacht, ein Jeder nach seiner Weise, der Eine, indem er im Sturmschritt alle Hindernisse zu besiegen wußte. Als Bankhalter unter seinen Mitsträflingen hatte er begonnen und endete damit, daß er einen halben Landsmann, einen reichen Kaufherrn bewog, ihm seine Tochter zu geben und ihn als Theilhaber in sein Geschäft aufzunehmen. Der Andere verharrte bei seinem kläglichen Aussehen, wußte aber einer reichen Mulattin, die ein ebenso ehrenwerthes Geschäft wie er selber betrieb, so lange vorzupinseln und vorzuseufzen, daß sie ihn zu ihrem demüthigen Ehemann annahm. Nie gab es eine glücklichere Ehe. Die Mulattin that sich wer weiß was darauf zu gut, die Gattin eines Spaniers vom reinsten Blut zu sein; der Gemahl seinerseits hatte keine Freude an ihrer pergamentenen Haut; da jedoch seine Mulattin freigebig, artig und unordentlich war, so kümmerte sie sich nicht sehr um die Unzen, welche sie verdiente, die daher in die Klauen ihres Mannes fielen, sowie er derselben mit seinen traurigen Augen ansichtig wurde. Auf diese Weise gelangte das Gold unter seinen hermetischen Verschluß, indem er einen fortwährenden Beschlag darauf legte.

Die Mulattin starb mit derselben Gleichgültigkeit, mit der sie gelebt hatte. Jeremias ließ seine traurige Gestalt noch düsterer erscheinen und veranstaltete seiner braunen Hälfte ein anständiges Begräbniß; war sie ja ein schätzenswerther, zahmer Vogel gewesen, der ihm goldene Eier legte. In einem silbernen Medaillon bewahrte er eine ihrer krausen Haarlocken auf, verkaufte sein ganzes Besitzthum und kam mit Gold beladen nach Spanien, während er einige Kinder, die seine Frau vor ihrer Verheirathung geboren hatte, verlassen zurückließ.

Die beiden schlechten, verabscheuungswerthen Subjekte, die kein anständiger Mensch in der Habana eines Blickes gewürdigt hatte, wurden, da sie Geld mit sich brachten, in Europa als vortreffliche, hochachtbare Leute willkommen geheißen.

Europa, Europa! Meine Tochter, einer guten Alten gleich hast Du dich auf den Gelderwerb gelegt, und verschleuderst das Geld wieder, ohne daß ein Geiziger Gefallen daran zu finden vermöchte. Ich rathe Dir, Dich zu bessern, denn es ziemt sich nicht für eine edle Matrone, wie Du es bist. Was wird Asien dazu sagen? Der Ganges wird seine Gewässer nicht mit denen Deiner Flüsse vermischen wollen, und er thut recht daran.

Jeremias war vier Jahre früher als sein Freund in Cadix angelangt. Wie sich nun der traurige Kerkerwär-

ter im Besitz seiner Dublonen ohne die feste Rente sah, welche ihm seine Frau verschaffte, und ohne den Rath und Beistand seines Gevatters Don Roque, wußte er nicht, was er beginnen sollte. Er glich einem Schiff, welches eine Zeitlang Segel und Steuerruder entbehrt. Er wagte es nicht, seine Kapitalien unterzubringen, indem er immer auf eine bessere Gelegenheit wartete. Es erging ihm hierbei, wie Jenem mit dem Beinkleiderzuschneiden: der brachte es nicht zu Stande, weil er stets auf die neueste Mode wartete.

In Cadix schlug ihm ein Mäkler vor, Häuser zu kaufen; da es jedoch möglich war, daß die verwegene Stadt, die sich wie eine Möwe auf einem rings vom Meere umgebenen Felsen niedergelassen hatte, vom Meer weggespült werden konnte, so hielt Don Jeremias das Geschäft für allzu gefährlich. Außerdem schmeckte ihm das Cisternenwasser schlecht; er machte sich daher in Begleitung eines Negers und mit einem abgeschabten Koffer, der sein gesammtes Gepäck ausmachte, nach Puerto von Santa Maria auf.

Hier schlug man ihm vor, Weine aufzukaufen und dieselben zur Ausfuhr zuzubereiten. Wie sich aber Don Jeremias dies Geschäft näher überlegte, befürchtete er, daß der Wein in Essig umschlagen könnte, und da ihm das gereinigte Wasser zu Puerto nicht schmeckte, so zog

er mit seinem Neger und mit seinem Koffer fürbaß nach Jerez.

Hier bot man ihm ein herrliches Grundstück zum Kauf an, auf welchem der Wein für die Kaiser von Rußland und Oesterreich und für die Königin von England wächst. Ein Grundstück, auf welchem solcher Wein wuchs, war allerdings für Don Jeremias äußerst verlockend und kam es ihm fast wie seine Mulattin vor.

Das Geschäft schleppte unsern Don Jeremias mit sich, wie ein Dampfer, der ein anderes Schiff in's Schlepptau genommen hat. Schon riefen die Unzen, von heiterer Ahnung bewogen, mit gewaltiger Stimme: Es lebe die Freiheit! denn sie wähnten gutmüthig, daß sie, wenn sie nur erst einmal aus der Gewalt des Don Jeremias gekommen wären, ein glückliches Leben wie die Sterne am Himmel führen würden. Ehe jedoch Don Jeremias den Handel abschloß, wollte er erst das Grundstück besichtigen. Es war im Januar, alle Reben waren beschnitten und hatten das traurige, dürre Aussehen, wie es diese Jahreszeit mit sich bringt. Das Antlitz des Don Jeremias, den der Gedanke, kaiserliche Tafeln mit Wein versorgen zu können, ungewöhnlich aufgeregt hatte, sah gar traurig und kleinmüthig aus, als er die Reben erblickte.

„Herr Jesus!" rief er, „diese kleinen Reben sind ja bloße Senker und verdorrt!"

Man setzte ihm auseinander, daß sie deshalb so aussähen, weil man sie nach landesüblicher Weise beschnitten hätte, und daß sie eben deshalb im Frühjahr um so stärker treiben würden.

„Und wenn sie nicht treiben?" sagte Don Jeremias, und lief von dannen, als wollte er einer bösen Versuchung entfliehen.

Das trübe Wasser zu Jerez schmeckte ihm nicht, und voller Verzweiflung über den schlechten Erfolg einer bergmännischen Unternehmung, bei welcher er sich betheiligt hatte, schnürte Don Jeremias seine Zeugschuhe und begab sich mit seinem Neger und mit seinem Koffer nach Sevilla.

Hier finden wir ihn in einem der Gäßchen der Ehrwürdigen wohnhaft, nicht etwa aus besonderer Vorliebe für diesen Namen, sondern weil dort die billigsten Häuser zu haben waren. Er fand hier ein Haus, wie es ganz für ihn paßte.

Es war ein Palast, der ihm für eine Miethe von vier Realen täglich überlassen wurde, so daß er also im Februar acht Realen erübrigte. Hier fanden Don Jeremias, sein Neger und sein Koffer ein geräumiges Unterkommen. Dieser Palast war, wie es schien, nicht arabischen, sondern eines früheren Ursprungs. Die Ziegeln, welche in den Zimmern den Fußboden gebildet hatten, waren, gleich den Menschen, Staub und wurden zu

Staub; so waren Erhöhungen und Vertiefungen wie in einem Gebirge entstanden. Die Thüren zeigten einiges weiße Flickwerk, womit der Zimmermann die Verheerungen der Würmer auszubessern gesucht hatte; in ihrer guten Zeit waren diese Thüren gemalt und so blau wie eine Generalsuniform gewesen. Das Flickwerk mit seinen schwarzen Augen, mit denen es der Zimmermann bedacht hatte, sah quer darein, und man bemerkte deutlich, wie viele Jahre es bereits auf sich hatte. Die kleinen Fensterscheiben erzählten den Gittern, daß sie vor vielen, vielen Jahren einmal rein und hell gewesen wären; das Eisen, welches ein gutes Gedächtniß besitzt, gab ihnen die Versicherung, daß es sich noch recht gut ihrer nunmehr verloren gegangenen Schönheit erinnere. Die zweite, nach dem Hofe führende Hausthür war etwas gichtig geworden und verdammte den Gebrauch von Vorthüren als eine unverschämte Neuerung. In der Küche gab es einen und einen halben Kochofen; allein Don Jeremias trug dafür Sorge, daß nur noch der ganze übrig blieb. In dieser des Stahls, den sie aufbewahren sollte, würdigen Scheide fand nun Don Jeremias mit seinem Neger und mit seinem Koffer einen Unterstand.

Allein noch fehlte das Hausgeräth; das gewährte neue Verlegenheiten, Berechnungen und Nachgrübelungen. Was war zu thun? Don Jeremias begab

sich nach den Delicias von Arjona, um daselbst nachzudenken.

Arjona. Du Wohlthäter Sevilla's, der Du so viele Spuren Deines Eifers und Deiner Einsicht hinterlassen hast, welche die Zeit nicht verwischen, sondern vielmehr heiligen wird; Du geschickter Erneuerer und würdiger Lenker; mögen diese vier Zeilen darthun, daß wenn die Bäume, die Du wie einen frischen Kranz rings um Sevilla gepflanzt hast, dereinst blühen werden, noch nicht in den Herzen die dankbaren Erinnerungen geschwunden sind, mit denen sie ihrerseits Dein Andenken krönen.

Welch tiefem Nachdenken haben diese duftigen Schatten Schutz und Schirm gewährt. Wie viele zärtliche Seelen haben mit den Nachtigallen zugleich gedichtet auf jenen Pfaden, wo der Baum den Strauch, der Strauch die Blume, die Blume den Rasen beschattet. Aber wie oft ist er auch von Heuschrecken und Ameisen entweiht worden. Könnten sich denn die Jeremias, die Heuschrekken und Ameisen nicht nach dem Schweinemarkt begeben? Welche unverschämte Anmaßung in den Zeiten allgemeiner Gleichheit und Brüderlichkeit!

Doch kehren wir zu meinem Helden zurück. Er hat uns zu Abschweifungen Anlaß gegeben, und wir werden in einem andern Kapitel sagen, weshalb? Jetzt wollen wir das Ergebniß der Nachgrübelung des größten Grüblers unter den Grüblern mittheilen.

Den folgenden Tag begab er sich nach den Gäßchen der Königin. Bist Du vom Glück so wenig bedacht worden, Leser, daß Du niemals Sevilla besucht hast, so drücken wir Dir darüber zunächst unser Bedauern aus und berichten Dir sodann, daß die Gäßchen der Königin einen achtungswerthen Klub, ein ausgezeichnetes Kasino, ein hochansehnliches Lyceum der Trödler bilden. Was allhier sich dem Publikum vor Augen stellt, verdient das Kreuz des heil. Hermenegildo zu tragen. Hier wendet sich die Wohlfeilheit mit ihrer lieblichsten Stimme an Dich und fordert Dich auf, die einmal aufgestachelte Neugier zu befriedigen. Dieser Trödelmarkt ist so oft und so scherzhaft beschrieben worden, daß wir zu unserm Leidwesen Deine Neugier nicht durch eine Schilderung zu stillen vermögen, nur so viel bemerken wir hier mit tiefem Schmerz, daß selbst diese Trödelbuden in unserm erleuchteten Jahrhundert des Fortschrittes ihre lokale Physiognomie und Färbung verlieren. Jeder Trödler hat einen Maler mit grobem Pinsel, mit einem wüthenden Regenbogen auf seinem Jammergesicht, der den würdigsten Veteranen die seltsamsten Larven beizubringen vermag. Ein anderer Maler mit einem nicht weniger dicken Pinsel macht aus einem regelrechten Bilde, dem jedoch übel mitgespielt wurde, ein so ausdrucksvolles, keck in den grellsten Farben strahlendes Bild, daß es aussieht, als taumelte ein Trunkenbold zur Bude heraus.

Außerdem hat jeder Trödler einen furchtbar übel riechenden Lack, den er mit derbem Pinsel aufträgt, daß es, wenn man in diese Höhlen der verlorenen Söhne tritt, flimmert und glänzt wie in den Tropfsteinhöhlen.

Dasselbe habt auch Ihr, Ihr erleuchteten Neuerer gethan. Ihr habt jenen ungeheuerlichen Firniß aufdringlicher Aufklärung angefertigt, der Allem einen künstlichen aber erlogenen Glanz verleiht. Wenn sich dann die Häßlichkeit zeigt, beklagt Ihr sie. Freund, wie kann es anders sein?

Prämonstratenser
Mischtest Dich d'rein,
Hast es ja so gewollt,
Nun bleibt's auch Dein.

Gegenstände, die wohl gearbeitet und hübsch zierlich sind, haben ihren natürlichen Glanz, dagegen alle Künstelei, welch ein Greuel ist sie!

Don Jeremias bedurfte vieler Zeit, vieler Worte, vieles Hin- und Herhandelns, aber nur eines kleinen Geldbetrages, um für seinen Palast folgenden königlichen Hausrath zu beschaffen:

Ein Dutzend vom Geschick sehr mißhandelte Stühle, die bereits ihrem Ende entgegensahen, dabei aber mit dem allerfrischesten Frühlingsgrün angestrichen waren.

Ein Sopha, dessen grobe Perkalkissen einmal schwarz gewesen, jetzt aber bereits weiß geworden waren, wie es

ja auch den Schwarzschimmeln zu ergehen pflegt. Diese Kissen waren mit Maisblättern ausgestopft, so daß derjenige, welcher sich auf ihnen niederließ, den Vortheil hatte, sich des lieblichen Gesäusels erinnern zu können, das man auf einem von einer Brise bewegten Maisfelde vernimmt. Da aber Don Jeremias in seinem Leben keine Idylle gelesen hatte, so fuhr Barrabas von dannen, wenn er selbst sich auf dem Sopha niederließ und eine Brise schnarchte.

Ferner ein Schreibtisch mit einem eingesetzten Bein, welches kleiner war als die drei übrigen, und mit einem zinnernen Dintenfaß, welches die versteinerten Ueberreste einer Dinte aus dem vorigen Jahrhundert enthielt; eine ziemlich gut erhaltene Blechlampe; ein nach Stoff und Form äußerst einfaches, in Medina angefertigtes Kohlenbecken; Teller mit mäßigen Lücken und Sprüngen; mit Geschmack, dauerhaft und fest geflickte Waschbecken; ein Kaffeeservice, welches aus folgenden Stücken bestand: aus zwei Kaffeetassen und einer Chokoladentasse, einer Kaffeekanne ohne Henkel und einer Zuckerbüchse ohne Deckel.

Don Jeremias war mit den aufgeführten Einkäufen dergestalt zufrieden und gewann eine solche Liebe zu den Gäßchen der Königin, daß er seinem Neger einen Faustschlag gab, weil derselbe einen ordinären Topf aus erster Hand gekauft hatte.

Drittes Kapitel.

Dezember 1837.

Das Geld gewährt heut zu Tage einen solchen Glanz, ein solches Ansehn, eine solche Achtung, es flößt eine solche Bewunderung ein, es umgiebt sich mit solchem Blendwerk, es übt eine solche Anziehungskraft aus, daß man blind sein müßte, wenn man nicht bemerken wollte, wie sich die Zeiten des goldenen Kalbes erneuert haben. Sobald sich ein Nabob sehen läßt, beugen sich demüthig alle Häupter, und diejenigen unterlassen es am wenigsten, welche da mit größter Wuth predigen, daß es gegen die Würde des Menschen ist, sich vor der Mitra oder vor dem Scepter zu beugen.

Diese knechtische Huldigung, die man jetzt dem Gelde darzubringen pflegt, ist um so seltsamer, da sie nicht durch die Wohlthaten und Unterstützungen entschuldigt wird, welche dem Reichthum entströmen sollen, nicht blos deshalb, weil es das Gesetz des Evangeliums also verlangt, sondern weil es eine Verpflichtung ist, die uns die Vernunft und der gegenseitige Nutzen auferlegen. Ein moderner Reicher ist die letzte Person in der menschlichen Gesellschaft, zu dem ein Bedürftiger seine Zuflucht nehmen kann; denn der moderne Reiche betrachtet den=

jenigen, welcher es nicht ist, mit stolzer Verachtung, wo nicht gar mit dem Abscheu, den man bei dem Anblick eines Aussätzigen empfindet. Sieht er, wie ihm Jemand den Hut in der Hand und Lächeln auf den Lippen entgegentritt, wird er unfehlbar folgende kluge Betrachtung anstellen: Dieser Soldat vom Heere des Hiob hat es unverschämter und feindseliger Weise auf meinen Geldbeutel abgesehen. Nimm Dich in Acht! — Demgemäß erhält sein Gesicht, welches in der Regel von der Natur nicht so begünstigt ist, wie sein Geldbeutel vom Glück, das Aussehn einer Festung. Das imponirende Wesen, das: ich kann, aber ich will nicht, welches als Fahne über dieser Festung schwebt, genügen in der Regel, den Bedürftigen zurückzuscheuchen. Ist dies aber nicht der Fall, so schleudert er ein zurücktreibendes Geschoß ab, und er wird sich für um so befriedigter erklären, je tiefere Wunden es schlägt. Der, welcher um etwas bittet, ist ein Feind und muß für immer vernichtet werden.

Im Französischen bezeichnet man ein solches Geschoß durch une rebutade, im Englischen seine Wirksamkeit durch to cut (abschneiden). Nach dem Wörterbuch bezeichnet es nicht blos eine Zurückweisung, sondern zugleich Verachtung. Die edle spanische Sprache besitzt ein solches Wort nicht; allein es wird sich vielleicht durch die Praxis einbürgern, und die Akademie wird nichts dawider haben, da sie gestattet, daß durch neue Bedürfnisse

neue Worte gebildet werden, so wie das materielle Leben das Wort comfortable, die Gesellschaft das Wort kokett, die Literatur das Wort Spleen aufgenommen haben. Wenn uns nun freilich auch dies nicht gerade viele Mühe gekostet hat, so haben wir dennoch einen riesigen Fortschritt in der europäischen Civilisation gethan. Wir leben in dem angenehmen Wahn, daß wir einen Leser in den Batuecas haben, an den wir uns mehr wie einmal in Gedanken wenden; so sagen wir ihm denn auch jetzt: er kann der unterrichtetste, klügste Mensch sein, die erhabensten Ideen besitzen, wenn er aber diese und andere Wörter nicht kennt, so kann er überzeugt sein, daß drei Viertel der Hocherleuchteten ihn verdammen werden, da nach ihrer Ansicht alle Bildung aus solchen überflüssigen Dingen besteht, und da sie sonst mit Sokrates sagen: ich weiß, daß ich nichts weiß.

Dies war eine so lange Abschweifung wie April und Mai; da jedoch El Heraldo sagt: daß unsere Romane zu kurz sind, daß wir nicht Einbildungskraft genug besitzen, um Thatsachen zu erfinden, oder, wenn wir sie erfunden haben, sie darzustellen — „wachset und mehret Euch!" — so bleiben uns nur noch Abschweifungen übrig, um, soweit es unsere Feder vermag, jenen Vorwurf abzuweisen. Unsere Köchin hat uns diesen Rath ertheilt, denn wir pflegen uns nach dem Beispiel Molière's, der sich sehr gut dabei stand, bei ihr Rathes zu

erholen. Diese schätzenswerthe Person begründete denselben mit einem Beispiel, welches uns einleuchtete: wenn nämlich die Suppe nicht ausreicht, so verlängert sie dieselbe mit Wasser aus dem Zuber. Aus dem Zuber!!! Hätte sie uns nur den Inhalt der Quelle noch näher angegeben! Wir können sie nicht civilisiren; um jedoch der Wahrheit die Ehre zu geben, wir lassen es an unsern desfallsigen Bemühungen nicht fehlen, wenn sie nur nicht auf den Gedanken verfallen möchte, Küchenmeisterin zu werden, und wir dann diejenige entbehren müßten, die uns die Suppe kocht.

Wir wissen nicht, lieber Leser, ob Du meinst, daß wir Deine Geduld mißbrauchen; denn zwischen dem Schriftsteller und dem Leser besteht keine, auch nicht einmal die allergeringste Verbindung. Wir bedauern das sehr, denn wir möchten Dir gern zu Willen sein. Nun, nimm denn mit unserer guten Absicht vorlieb.

Kehren wir zu unserm Gegenstand zurück. Noch aus einem andern Grunde bilden die Reichen die Spitzen der Gesellschaft. Dieser Grund hat sein Verdienstliches; er ist nämlich ein Ueberrest der Scham vor dem erbärmlichen Stoff, aus dem ihr gepriesener Götze besteht, und fast alle beten ihn mit den Lippen an, ohne ihn geradezu zu nennen.

Dieser Scheu verdanken wir eine Vermehrung unsers Schatzes an Synonymen, welche man einer neuen Aus-

gabe der Sammlung des Huerta beifügen müßte. Es sind dies folgende:

Hunderttausend Duros gleichbedeutend mit: ein guter Mensch.

Dreimalhunderttausend gleichbedeutend mit: ein sehr achtbarer Mensch.

Fünfmalhunderttausend gleichbedeutend mit: ein schöner Mensch.

Eine Million gleichbedeutend mit: ein ausgezeichneter Mensch.

Spricht man von einem schönsten, von einem ausgezeichnetsten Menschen, schönster Leser von den Batuecas, denn als solcher giltst Du uns, und solltest Du selbst keinen Cuarto in Deiner Tasche haben, so besitzt derselbe mehr als eine Million.

Kurze Zeit nachdem Don Roque la Piedra in Cadix angelangt war, trafen sich zwei Herren auf der Straße. Es war der Eine ein hochgewachsener, dicker, rothwangiger Mann; er trug eine goldene Brille, und sein ganzes Aussehn ließ den gewichtigen, eleganten Herrn nicht verkennen. Er war Mäkler und hieß Don Trifon Rubicundo. Der Andere, welcher soeben als Passagier der Vorderkajüte des Trajan von Sevilla eingetroffen war, war Don Jeremias Tembleque, den sein Geschäftsfreund und Gevatter Don Roque hatte herkommen lassen.

Nach den oben erwähnten Synonymen gehörte er

zu den guten oder achtbaren Leuten, denn die aufmerksamsten Späher hatten nicht ermitteln können, wie hoch sich eigentlich sein Vermögen belief. Er war ein magerer, kränklicher, demüthiger Mensch, mit einem angst- und runzeln-erfüllten Antlitz, das so gelb wie eine Citrone war, und trug einen Regenmantel von einer außergewöhnlichen, unbestimmbaren Farbe, die jedoch hell genug war, daß man nicht die weißen Streifen bemerken konnte, die sich im Verlauf der Jahre an den Nähten der Tuchkleider zu bilden pflegen. Sein Hut war grau mit grüngefütterter Krempe, seine Tuchschuhe waren doppelt so groß wie seine Füße; die Weste war unverschämt häßlich; sie bildete an der Stelle des fehlenden Bauches unzählige Falten und verbarg das unverschämte Futter, welches überall seine Nase hervorstecken wollte.

„Holla! Don Jeremias! So früh schon hier?" sagte der Mäkler zu dem eben Angekommenen. „Wollen Sie Ihren Freund, Don Roque la Piedra besuchen? Ein „schöner" Mann in der That!"

Wir bemerken hier, daß Don Trifon Rubicundo dem „schönen" Mann seine Dienste angeboten und daß dieser ihn mit der vollendetsten Grobheit empfangen hatte. Es giebt Wesen, die wie mit einem Dolch ein menschliches Herz spalten könnten, wenn sie sich nicht mit dem Gedanken trösteten, daß ein Jeder nach seiner Weise leidet.

„Ja, ja, Freund Don Trifon," versetzte der eben

Angekommene, „ich will meinen Gevatter besuchen; ein kleiner Eisenfresser, der mehr versteht als Merlin und kein übles Vermögen besitzt. Ich bin viel anders daran, Don Trifon; ich habe nicht solches Glück gehabt, wie er. Die Krankheit meiner Frau, bevor ich hierher kam; die Aermste! Was für eine Frau, Don Trifon! Fünf ärztliche Konsultationen ließ ich abhalten, und ich hätte auch noch zu einer sechsten meine Genehmigung ertheilt, hätte man mich vergewissern können, daß sie mir nicht sterben würde. Das Begräbniß war prächtig. Mein ungeheurer Verlust in der Bank von New-York (eine neue Sierra Morena). Verfluchte Yankees, größere Räuber wie Geta! Seit ich mich hier zu Lande befinde . . . Verluste. In Jerez bekamen sie mich herum, mich in eine Mine einzulassen, nicht in die Mine, sondern Aktionär zu werden . . . .“

„Wie konnten Sie so unvorsichtig sein? Ja, wenn es die Minen von Almeria gewesen wären, das ließe ich mir gefallen. Unvermuthet habe ich das Glück gehabt, in den Besitz einiger Aktien zu kommen, die ich Ihnen anbiete. Jemand, der nach den Filipinen reist, hat sie mir überlassen und so . . . .“

„Wenn Sie mir von Minen reden, laufe ich auf und davon. Don Trifon, wollen Sie mein Feind sein? Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich zehntausend Realen verlor? Ich ließ mich darauf ein, weil Don Judas

Tadeo Barbo es that; ein „schönster" Mann, der zu schürfen versteht, und ich wollte auch dort schürfen, wo er begonnen hatte; nun, er hat dafür büßen müssen." Dabei machte Don Jeremias eine höhnische Geberde, that aber, als wenn er pfiffig lächeln wollte. „Ich verrechnete mich, verlor zehntausend Realen, und die haben mich zehn Jahre meines Lebens gekostet. Ich habe mich in meinem Leben über nichts so sehr geärgert, als daß ich mich in die Positiva eingelassen habe, so hieß die Mine, welche den zweiten Theil zu der Bank von New-York bildete. Gut denn! Ist weiter nichts zu thun, als ein Loch in dem Boden zu machen, Erde herauszuschaffen und nichts weiter als Erde? Don Trifon . . . Erde! Und dafür muß unser einer Geld bezahlen? Es schreit zum Himmel, Don Trifon; am Tage des jüngsten Gerichts werden sie dafür büßen müssen. Also ich will keine Minen haben, nicht einmal geschenkt, auch nicht in Potosi; verstehen Sie?"

„Was sind für Sie zehntausend Realen, Don Jeremias? Eine Kleinigkeit, ein Aniskörnchen!"

Don Jeremias drehte sich rechts und links, pochte mit dem Stock auf den Boden und wiederholte:

„Zehntausend Realen eine Kleinigkeit! ein Aniskörnchen! Haben Sie denn den Verstand verloren, Sie verteufelter Don Trifon? Sie Maulmacher, wo begraben Sie denn hin? Sage ich nicht, daß die Leute in Cadix

Großschnarcher sind? Mit einem Wort: es sind Andalusier!"

„Verkleinern Sie uns nicht, Don Jeremias. Ei, ei! Liebe und Geld lassen sich nicht verbergen, und die Wechselchen auf die Gebrüder Castanneda und Kompagnie..."

„Schweigen Sie, schweigen Sie! Wollen Sie mich in Verlegenheit setzen, Sie verteufelter Don Trifon, Sie kaufmännischer Papagei, Sie? — Sehen Sie? Sehen Sie?"

Dabei zeigte er auf einen kleinen Burschen, der, um sich vier Cuartos zu verdienen, das abscheuliche, baumwollene, mit den vier Zipfeln zusammengebundene Taschentuch aufnahm, in welches Don Jeremias alle seine zur Reise erforderlichen Habseligkeiten eingepackt hatte.

„Ich habe Dir bereits gesagt, daß Du dich drücken sollst, Du Tagedieb," schrie der Geizhals. „Glaubst Du etwa, Du Knirps, Du Sandfloh, Du Blutigel, daß ich nichts Besseres mit meinem Gelde anzufangen weiß, als Dir dafür zu bezahlen, daß Du dies leichte Bündel trägst? Drücke Dich, sage ich Dir noch einmal, oder..."

Don Jeremias hob den Stock; der Kleine wies ihm die Zunge und lief fort.

„Wissen Sie," fragte der Mäkler, „ob Ihr Freund, der Sennor Don Roque, der an diesem so gastfreien Ort eine Aufnahme fand, wie sie ein „so achtbarer" Mann verdient, sich hier niederlassen wird?"

„Herr Jesus, Herr Jesus! ich weiß gar nichts," entgegnete Don Jeremias; denn der Gedanke, durch seine Antwort irgendwie kompromittiren zu können, war ihm furchtbar.

„In diesem Falle nämlich könnte ich ihm ein ausgezeichnetes Geschäft vorschlagen. Vielleicht ist es aber auch Ihnen genehm, Don Jeremias?"

„Mir? nein, nein, nein, mein lieber Freund. Ist dabei Geld auszulegen, so gebe ich Ihnen die Versicherung, daß ich keinen Realen, keinen Cuarto, keinen Maravedi zur Verfügung habe."

„Es sind Platzwechsel mit zwölf Prozent auf ein Jahr zu diskontiren."

Die Augen des Don Jeremias begannen den Fandango zu tanzen.

Er rief: „Mit Hypothek? mit Garantieen?"

„Nein, Sennor; das ist hier in Cadix nicht Sitte, wo Handel und Wandel auf einer ehrenvollen Grundlage, auf dem Kredit sich frei und vertrauungsvoll bewegen können. Die Firma genügt, um mehr Zuversicht einzuflößen als eine Hypothek."

„Dann ist es mit mir nichts, Freund Trifon. Nichts vermag mir Vertrauen einzuflößen, der Kredit akkreditirt nichts bei mir, und die Firma ist nichts weiter als ein nasses Papier. Wäre es die Firma Rothschild's, sie kann eben so gut zusammenbrechen wie die Bank von

New-York. Außerdem, Freund," fuhr er in seinem weinerlichen Tone fort, „wissen Sie, daß die Kasse leer ist wie der Beutel eines Markis. Die Krankheit meiner Frau, die Positiva, die so viel verschluckte und nichts herausgab, die traurige Bestattung der zehntausend Realen, dieser Kleinigkeit, dieses Aniskörnchens, wie Sie zu sagen beliebten, und vor Allem der Bankerott der Bank von New-York, haben mich auf's Trockene gesetzt. Die verwünschten Nordamerikaner! Die Engländer haben recht, wenn sie sagen, daß deren Adam und Eva aus den Gefängnissen von London hervorgegangen sind. Die Spitzbuben! Na, Don Trifon, machen Sie's gut! Ich habe noch nicht gefrühstückt, denn auf dem Dampfer hat Alles vom Schiffsgeruch angezogen.

Don Jeremias wußte recht gut, daß ihm sein Gevatter kein Frühstück vorsetzen würde. Er begab sich daher in ein schlechtes Café oder in eine mittelmäßige Weinschenke, ließ sich eine Tasse Brühe geben, die wie Spülicht aussah, und brockte etwas Brot hinein. Nach beendetem Frühstück begab sich der Reisende nach dem Hause seines Freundes.

„Weshalb," sagte Don Jeremias zu Don Roque, nachdem er ihn begrüßt hatte, „weshalb, Gevatter, etabliren Sie sich hier? Ich bereue es sehr, daß ich von drüben herübergekommen bin. Jeden Tag fehlt mir

meine Pepa, mein Weib, mehr oder weniger. Sie haben die Ihrige auf der Ueberfahrt verloren?"

„Ja; sie hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß sie nicht nach Spanien kommen würde, und um recht zu behalten und mir diesen Possen zu spielen, ist sie gestorben," antwortete Don Roque.

„Ach was, Possen spielen, Gevatter! Es ist ja ganz vernünftig von ihr gewesen, daß sie im Meer ruhen wollte. Auf diese Weise haben Sie die Begräbnißkosten erspart, die keine Kleinigkeit sind, Gevatter, keine Kleinigkeit. Ich habe mir die Rechnungen aufgehoben. Der Sarg . . . ."

„Ging es Ihnen hier nicht gut?" sagte Don Roque, um nicht die Klagen des Jeremias weiter anhören zu dürfen.

„Nein, Gevatter; das Leben in Cadix ist theuer."

„Und in Puerto?"

„Da kann man nichts anders thun, als auf der Viktoria-Promenade spazieren gehen, die wie ein Zauberpalast aussieht."

„Und in Jerez?"

„Sprechen Sie mir nicht von Jerez; das ist ein wahres Raubnest, Gevatter! Als Falle stellten sie mir dort die Mine Positiva auf. Nun denken Sie, daß dieselbe gar nichts Positives an sich hatte. Sie raubten mir zehntausend Realen. Um dies Vergnügen, mir einen

Verlust beizubringen, haben zu können, haben sie gleichfalls verloren. Zehntausend Realen, die ich nie wiedersehen werde!"

„Nun aber . . ."

„Ach was: aber, nicht die Spur! Ich sage Ihnen, die sehe ich niemals wieder!"

„Wie ging es sonst?"

„Ich kann sie zu den Todten zählen wie meine Frau."

„Man sagte mir, daß Sie dort ein Geschäft . . "

„Freilich, wenn ich mein Geld hätte zum Fenster hinauswerfen wollen."

„Ich habe doch erfahren, daß das Weingartengrundstück . . ."

„Gab auch nicht die entfernteste Hoffnung. Wie? die Mine ist ja vollständig aufgegeben."

„Und kosten die Weingärten viel?"

„Ich habe den großen Schlund gesehen, mit dem diese Spitzbübin Positiva meine zehntausend Realen verschluckt hat!"

„Ich hatte die Absicht, einen Weingarten von einem zu kaufen, der gehenkt worden ist," sagte Don Roque.

„Herr Jesus, Herr Jesus, Gevatter!" rief Don Jeremias, „da werden Sie auf das Schmählichste betrogen werden. Sie kennen diese Bewohner von Jerez nicht; die wissen Bescheid! Es sind geriebene Jungen

wie Sie, Gevatter; sie verkaufen nur dürre Reben. Auch mir wollten sie in dieser Weise mitspielen, allein die Dummheit mit der Mine Positiva hatte mir die Augen so weit geöffnet;" dabei machte er mit dem Daumen und Zeigefinger ein C. „Was ist dabei herausgekommen? nichts weiter, als daß ich der unglücklichste Mensch bin."

Das Gesicht des Don Jeremias nahm dabei einen immer größern Anschein von Zerknirschung an.

„Nun, und was ist das Ende vom Liede, Gevatter?" fragte Don Roque.

„Daß ich nicht weiß, was ich mit meinem Gelde anfangen soll!" rief Jeremias verzweiflungsvoll und schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Na, na, nur nicht gleich so außer sich!" versetzte Don Roque; „wir wollen sehen, wie wir es unterbringen können."

„Und vier Jahre lang die Interessen verloren, da ich es baar liegen lassen mußte! Wer kann mir das ersetzen?"

„Das ist Ihre Schuld. Sie verstehen nichts weiter als zu pinseln. Weshalb sind Sie denn so kleinmüthig und so furchtsam? Freund, wer nichts wagt, gewinnt nichts. So machen Sie doch Geschäfte in unsern Staatspapieren, da werden Sie schon zu Ihren Zinsen kommen."

„Ich in Staatspapieren machen?" rief der Geizhals

erschrocken. „Bei unsern furchtbaren Steuern stehen sie doch zwei Drittel unter Pari und bringen, gut gerechnet, höchstens fünf Prozent! Wollen Sie, daß ich mich ruiniren soll?"

„Nun, so diskontiren Sie Hypotheken."

„Damit die mir auf dem Halse bleiben und ich Prozesse über Prozesse führen kann?" versetzte der furchtsame Geizhals. „Wollen Sie mich umbringen?"

„Gut, dann legen Sie Ihr Geld in eine Bank."

„In eine Bank? Gevatter, Sie treiben Ihren Scherz mit mir! Wissen Sie denn nicht, was ich in der Bank von New-York verloren habe? Die verteufelten Yankees, sie sind schlimmer wie die wilden Indianer, wie die entsprungenen Neger und wie die malaischen Seeräuber..."

„Wollen Sie die dortigen Banken mit den europäischen vergleichen, Gevatter? So seien Sie doch nicht so feigherzig. Ich habe hunderttausend Duro's in der französischen Bank. Legen Sie die sechzig und so und so viel tausend, die Sie nach meiner Rechnung baar vorräthig haben müssen, gleichfalls in derselben an. Kommen dann die andern sechzigtausend, die Sie noch drüben einzuziehen haben, hinzu, so mögen Sie darüber anderweitig verfügen."

„Stille, stille!" flüsterte Don Jeremias entsetzt und legte einen Finger auf seinen Mund. „Es hat Sie kein Mensch nach dem gefragt, was ich besitze. Die Wände

haben Ohren und Sie, Gevatter, Sie schreien so laut wie ein Vorsänger im Chor."

„Es ist Niemand in meinem Hause als die Negerin und das Kind," sagte Don Roque.

„Die Negerin und das Kind," entgegnete Don Jeremias, und trat an die Thür, um zu sehen, ob Jemand horchte, „die haben beide einen Mund, um das wiederzusagen, was sie hören, wie jeder Nachbarssohn."

„Thuen Sie, was ich Ihnen sage," fuhr Don Roque fort; „wo nicht, nun so behalten Sie das Geld Ihr Lebelang bei sich!"

Don Jeremias zitterte und bebte, als wenn er vom dreitägigen Fieber befallen worden wäre; den Vorschlag wies er jedoch nicht ganz zurück. Er ergriff ihn und ließ ihn wieder fallen wie die Katze eine Sardelle auf glühendem Rost ergreift und fallen läßt. Drei Tage und drei Nächte lang währte der beängstigende Kampf; während dieser Zeit aß er nicht, schlief er nicht. Endlich beschloß er, dem Rath seines Freundes zu folgen, und am vierten Tage schied er in Begleitung des armen, kleinen Mädchens, seiner Pathe, um die sich jedoch der „achtbare" Mann auf der ganzen Reise nicht kümmerte.

Das Kind jammerte sehr, nicht, weil es sich von seinem Vater trennen mußte, vor dem es zitterte, sondern weil es die stupide, scheue Negerin zurücklassen sollte

die nach dem Tode der Mutter das einzige, ihr geneigte Wesen war, und weil es vor dem Meer die größte Furcht hatte.

Als das Dampfschiff vor Sanlucar Anker warf, um Passagiere aufzunehmen, lag das unglückliche Mädchen mehr todt wie lebendig in einer Kabine. Sein Leiden wuchs durch die Seekrankheit und durch die Furcht, so daß es sich in einem bemitleidenswerthen Zustande befand.

Hier schiffte sich nun eine junge, schöne Dame mit einem bejahrten Herrn und mit einem achtjährigen Mädchen ein. Dieses Kind begann sofort Alles zu durchsuchen.

„Ich will diese Kabine sehen," sagte es, und dabei klopfte es an die Thür zu der Kabine, in welcher sich Lagrimas befand.

„Nicht doch, Reina," sagte die Mutter, „die Kabine ist zugemacht und an Jemanden vermiethet."

„Aber ich will diesen Jemand sehen, ich will . . ."

„Kind," sagte der ältliche Herr, „in der Welt kann man nicht Alles das thun, was man will."

Statt der Antwort drückte das Mädchen an der Klinke, und es gelang ihm, die Thür zu öffnen.

„Was für ein muthwilliges Wesen!" sagte die Mutter. „Hat sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt, so muß es ausgeführt werden."

„Gott gebe, daß Ihnen, Markise, das, was Sie heut noch für Anmuth halten, nicht eines Tages Kummer macht," versetzte der Herr.

„Mutter, Mutter!" schrie ihre Tochter, „sieh' doch dies arme Mädchen; sie ist krank und allein, die Aermste, die Aermste!"

Die Markise eilte in die Kabine und sah, wie ihre Tochter die arme, wie eine Leiche aussehende Lagrimas umarmte und küßte.

„Armes Kind!" sagte die Markise, „mit wem reisest Du?"

„Mit meinem Pathen," antwortete fast unverständlich das Mädchen.

„Der ist ein niederträchtiger Schurke, da er Dich hier in Deiner Krankheit allein läßt," sagte Reina.

„Reina, Reina, das ist sehr häßlich; so etwas darf man nicht sagen," bemerkte die Mutter.

Deren Tochter war jedoch bereits verschwunden und kehrte schnell mit einem Teller Zwieback zurück; ein Diener folgte ihr mit Kaffee.

„Hier nimm Zwieback und Kaffee, meine arme Kleine, das ist gut gegen die Seekrankheit," sagte Reina. „Du hast einen hübschen Pathen! Wenn ich ihn oben sehen werde, so gebe ich ihm einen Stoß, daß er in den Fluß fällt."

„Reina, weshalb hast Du mir nichts gesagt und bist selbst nach dem Kaffee gegangen?" fragte der Herr.

„Ich Ihnen das sagen? Sie hätten zwei Tage gebraucht, Don Domingo."

„Was hat meine Tochter für ein gutes Herz!" sagte die Marquise von Alocaz, und überschüttete dieselbe mit Liebkosungen.

Viertes Kapitel.

Januar 1838.

Einige Zeit darauf befanden sich einige kleine Mädchen in der Laube eines Klostergartens. Man konnte nichts Anmuthigeres sehen, als ihre verschiedenen Stellungen, Bewegungen und Geberden. Mit Recht hat man behauptet, daß Alles, was das Gepräge wahrhafter und eleganter Anmuth an sich trägt, nur eine Kopie der Anmuth der Kindheit ist Besteht diese uns so bezaubernde Anmuth darin, daß sie der himmlische Wiederschein der Unschuld ist?

Alle waren sie sehr beschäftigt. Die Einen legten einen Garten mit einer Kunst an, um die sie Le Notre beneidet haben würde. Ein Buchsbaumzweig stellte einen Orangenbaum dar, eine Nelke einen Palmenbaum, eine halbe Eierschale in der Mitte ein Wasserbecken von Ala-

baster, in welchem einige Blätter von der rothen Geraniumblüthe die Fische vorstellten; Fingerhüte mit Thymianzweigen standen als Blumentöpfe ringsumher. Andere Mädchen spielten als Köchinnen und steckten in ein nußgroßes Töpfchen Blumenkohlblüthen, denen sie die Gestalt von Raupen gegeben hatten. Noch Andere kleideten eine Puppe von Lehm an, und zwar mit aller Zartheit, die erforderlich war, damit man die mangelnden Beine und Arme nicht bemerken sollte. Andere endlich statteten sich feierlichst Besuche ab und hielten statt der Fächer Weinlaub in den Händen.

Nur ein zartes, blasses Mädchen saß auf einem niedrigen Stühlchen und rührte sich nicht.

„Magst Du nie spielen, Lagrimas?" sagte eine der übrigen. „Thut Dir der Fuß weh?"

„Nein!" versetzte das Mädchen.

„Nun, weshalb willst Du denn da nicht spielen?"

„Ich bin müde."

„Wovon?"

„Ich weiß es nicht."

„Ich bin auch müde," sagte die Köchin, und überließ den Topf seinem traurigen Schicksal, wie dies ja auch viel ältere Mädchen zu thun pflegen.

„Ich auch, ich auch!" wiederholten die Uebrigen mit jener ihrem Alter eigenthümlichen Unbeständigkeit, der nichts, selbst nicht einmal Spiele ein Interesse erregen.

„Wollen wir uns Geschichten erzählen?"

„Ja, ja, erzähle, Magdalena!"

„Es war einmal ein Ameischen ..."

„Die nicht, die nicht, die kennen wir schon."

„Nun, ich weiß keine andere."

„Ach, sieh' doch, sieh' doch, ein Wurm! Wie häßlich er ist!"

„Er ist nicht häßlich: es ist ein Regenwurm; wenn man ihn anfaßt, rollt er sich wie eine Kugel zusammen; sieh' nur!"

„Und weshalb thut er das?"

„Um sich zu verstecken."

„Ich werde ihn todt machen."

„Herr Jesus, nein, nein! wenn das Lagrimas sieht, weint sie gleich, und die Mutter Socorro schilt aus Liebe zu Dir."

„Na, ich werde es schon machen, daß sie nicht weint; ich weiß schon wie."

„Du? nicht doch."

„Ja doch."

„Nun, wie denn?"

„Mit einem Liede, das ich kenne, und das man den Kindern singt, wenn sie ruhig sein sollen."

„Schön, da singe."

Das Mädchen sang nach einfachster Weise, die aus einer und derselben Note bestand:

„Isabellchen, mußt nicht weinen,
Denn sonst welken gleich die Blumen;
Nein, nicht weine, Isabellchen,
Denn die Blumen sonst verwelken.“

„Magdalena,“ sagte ein kleines, dickes, närrisches Ding mit rosigem Gesicht, „erzähle uns die Geschichte vom verlorenen Kinde; sie ist so hübsch. Fang' an!“

Magdalena setzte sich auf eine Gießkanne und begann die Geschichte vom verlorenen Kinde:

„Mutter, an der Pforte ist ein Knabe,
Schöner ist er als die schöne Sonne,
Und er sagt, daß ihm so kalt sei,
Denn halbnackt ist er hierher gekommen.“
„Rufe ihn herein; er soll sich wärmen.
Ach, jetzt giebt es dort nicht mehr Barmherzigkeit!“
Es kam der Knabe, ließ sich nieder,
Und er konnte nun sich wärmen.
Fragte ihn die Frau des Hauses:
„Woher bist Du? wo ist Deine Heimath?“
Sprach er: „Frau, ich bin aus fernen Landen.
Von dem Himmel ist mein Vater, von der Erde meine Mutter.“
Als der Knabe dann gegessen,
Fielen seine Thränen nieder.
„Sage, Knabe, weshalb weinst Du?“
„Weil verloren ich die Mutter.
Meine Mutter weiß vor Schmerz nicht, was zu machen,
Ob sie tröstet gleich mein Vater José!“
„Mache nun zurecht das Bett dem Knaben
Sauber dort in der Alkove.“

„Nein, das unterlaßt, Sennora;
Denn mein Bett, es ist in einem Winkel.
Ist mein Bett der Boden, wo ich ward geboren,
Und dort muß ich bis zum Tode bleiben."
Kaum begann der Morgen drauf zu grauen,
Ist der Knabe alsbald aufgestanden,
Und er sagte zu der Frau des Hauses:
Daß sie Gott behüten möchte,
Daß er selbst zur Kirche ginge, seinem Hause;
Dorthin geh'n wir Alle, um zu danken."

Als Magdalena geendet hatte, wandten sich die Mädchen zu dem blassen Kinde und sagten:

„Lagrimas, erzähle uns die Geschichte von der Blume Lilila, die Du so sehr gut erzählst."

„Ich bin müde," versetzte das blasse Kind.

„Ach, erzähle nur; sei nicht widerwärtig! Du mußt aber auch singen und Alles machen, wie es sich gehört, dann hole ich Dir aus dem Garten jungen Salat für Deinen Kanarienvogel."

Als das Kind dies Versprechen hörte, schien es lebhafter zu werden und erzählte folgende Geschichte:

Die Geschichte von der Blume Lilila.

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne, zwei sehr schlechte und einen sehr guten. Alle Tage kam eine arme Frau in den Palast und bat um ein Almo-

sen; die erwachsenen Söhne gaben ihr aber nichts, sagten auch nicht einmal: entschuldigen Sie uns um Gotteswillen, sondern daß sie sich fortmachen sollte. Der kleinste Sohn aber, der hatte kein Geld, weil es ihm seine älteren Brüder immer wegnahmen; daher gab er der armen Frau sein Brot, nachdem er es geküßt hatte. Da wurde der König an den Augen krank und blind, und die Aerzte sagten, nur die Blume Lilila könnte ihn wieder sehend machen. Niemand wußte aber, wo die Blume Lilila zu finden war.

Die Söhne erklärten, sie wollten sich aufmachen, dieselbe zu suchen, und nicht eher wiederkehren, als bis sie sie mitbrächten, sollten sie auch wandern bis dahin, wo die Sonne auf-, und bis dahin, wo sie untergeht. Der Aelteste reiste zuerst ab und begegnete der armen Bettlerin. Diese war aber die heil. Jungfrau. Er fragte sie, ob sie selbst ihn geleiten oder ihm einen Führer mitgeben könnte, um zu der Blume Lilila zu gelangen. Da nun die heil. Jungfrau Jedermann ihren guten Rath ertheilt, mag der, der sie darum bittet, böse oder heilig sein, so antwortete sie ihm: Gehe diese Straße zur Rechten, die ich Dir hier zeige, und Du wirst an's Ziel kommen. Aber ich benachrichtige Dich zugleich, daß Du viele weiße Kinder antreffen wirst, das sind die guten, und viele schwarze Kinder, das sind die bösen Kinder; diese werden mit Dir spielen, Dich unterhalten und

vom guten Wege ablenken wollen. Lasse Dich nicht mit ihnen ein, sondern mit den weißen; die werden Dich begleiten und Dir immer den rechten Weg zeigen. Der Knabe zog seines Weges, anstatt aber das, was die gute arme Frau ihm gesagt hatte, zu befolgen, spielte er mit den schwarzen Kindern und kam dadurch vom rechten Wege ab. Ganz ebenso erging es dem zweiten Sohn, nicht aber dem kleinsten; denn da er gut war, that er Alles, was die arme Frau ihm sagte, und so geschah es denn, daß die weißen Kinder ihn begleiteten, bis er in einen sehr schönen Garten kam, wo er die Blume Lilila fand, die da weiß war und herrlich glänzte und duftete.

Der Knabe schnitt die Blume ab und zog von dannen, um sie seinem Vater zu bringen. Bald darauf traf er jedoch seine beiden Brüder und die schwarzen Kinder. Diese gaben den beiden den Rath, sie sollten ihren kleinen Bruder tödten und ihrem Vater die Blume geben. Das thaten die Schurken denn auch, und nachdem sie ihn umgebracht hatten, vergruben sie ihr Brüderchen, damit Niemand es mehr sehen sollte.

Da, wo der Knabe verscharrt war, erwuchs ein Röhricht, und ein Hirt, der dort seine Schafe weidete, schnitt sich ein Rohr ab und machte eine Flöte daraus. Als er nun auf derselben blasen wollte, begann eine sehr traurige Stimme aus ihr hervorzutönen, welche sang.

Jetzt fing das Mädchen an, mit einer schwachen, reinen und wie ein Hauch so sanften Stimme nach einer einfachen, wohlklingenden und ausdrucksvollen Melodie zu singen:

Blase mich nicht, lieber Schäfer,
Denn sonst muß ich's laut verkünden,
Daß mich tödteten die Brüder
Wegen Blume Lilila.

Der Gesang der Flöte erschien dem Hirten so seltsam und so hübsch, daß er sie dem König brachte. Kaum hatte dieser sie aber in die Hand genommen, so ertönte der Gesang noch viel trauriger, welcher lautete:

Blase mich nicht, lieber Vater,
Denn sonst muß ich's laut verkünden,
Daß mich tödteten die Brüder
Wegen Blume Lilila.

Wie der Vater die Stimme seines kleinsten Sohnes hörte, weinte er sehr, raufte sich die Haare und ließ die beiden älteren Söhne vor sich kommen. Sie hörten nun auch den Gesang der Flöte, stürzten in Thränen gebadet auf die Kniee nieder und bekannten ihre Missethat. Da verurtheilte sie der König zum Tode. Aber aus der Flöte ertönte, ohne daß sie geblasen wurde, eine Stimme, die noch lieblicher sang:

Tödte sie nicht, lieber Vater,
Mitleid habe Du mit ihnen.

Habe ihnen schon verziehen,
Denn Verzeihen ist so süß!

Als das Mädchen seine Geschichte beendet hatte, vertheilten sich die übrigen wieder und begannen neue Spiele. Fast alle lallten mit ihren kindlichen Stimmen, denn sie konnten noch nicht wie Lagrimas eine Melodie festhalten. Wie die Gedanken zwischen Wachen und Schlafen umherschweifen, so schweiften die Töne unbestimmt und ohne Zügel umher, mit denen die Kinder das von Lagrimas gesungene Lied wiederholen wollten; diese aber sang noch viel trauriger und viel lieblicher:

Habe ihnen schon verziehen,
Denn Verzeihen ist so süß.

Das Kind legte seine Hand an die Wange, und als wenn es sich selbst mit seinem Gesang in den Schlummer gewiegt hätte, schlief es ein.

„Mein Engelchen!" sagte die Mutter Socorro, als sie des Mädchens ansichtig wurde. „Das arme Kind hat die ganze Nacht kein Auge zugethan. Sie flößt mir Mitleid ein. Werden wir sie am Leben erhalten können, Mutter Aebtissin?"

„Mit Gottes Beistand, Schwester," versetzte diese. „Kinder, redet leise," so sprach sie zu den übrigen Mädchen gewandt, „damit die Aermste nicht erwacht, die die Nacht nicht schlafen kann."

Die Mädchen entfernten sich, liefen im Garten um-

her und sprachen, da Kinder eben noch nicht das Rechte zu treffen vermögen, so leise, daß sie einander nicht verstehen konnten.

„Weshalb geben wir uns kein Räthsel auf?" sagte Magdalena, die Aelteste von Allen, eine Matrone von sieben Jahren.

„Welches denn?"

„Nun irgend eines."

„Meinetwegen."

„Also hört: Es ist ein Schüsselchen Haselnüsse, das sich bei Tage verbirgt und bei Nacht zum Vorschein kommt."

Alle dachten wohl eine halbe Minute lang nach.

„Das sind wir!" rief die kleine Dicke, und sprang dabei anderthalb Finger in die Höhe.

„Soll ich Dir erst die Auflösung sagen?" erwiederte die Matrone. „Du bist, Josefita, dümmer wie Pipi."

„Nun, so sage es uns doch, Du weißt es ja."

„Die Sterne, Du Dummheit."

„Woher denn? Die Sterne sind doch keine Haselnüsse."

„Was sind sie denn, Du Altklug?"

„Die Thränen der Maria, welche die Engel in den Himmel brachten; deshalb sind ihrer so viele, daß man sie nicht zählen kann."

Die Mädchen betrachteten den Himmel, an dem ein-

zelne große Wolken dahineilten und bald den Mond verdunkelten, bald ihn hervortreten ließen.

„Ah,“ sagte die kleine Dicke, „siehst Du nicht, wie der Mond in den Himmel hinein- und wieder aus ihm herausgeht? Was mag es geben?“

„Er wird Gott, den Vater, rufen,“ versetzte eines der Mädchen.

„Den höre ich nicht ...“

„Ebensowenig siehst Du ihn bei der Messe, und er ist doch da,“ sagte die Matrone. „Wenn wir ihn mit diesen Augen sähen und mit diesen Ohren hörten,“ fügte sie hinzu, indem sie die kleine Dicke bei den ihrigen zerrte, „welche Gnade brächte uns da der Glaube an ihn, wie die Mutter Socorro sagt.“

Da schrie die also Gezerrte laut. Das eingeschlafene Kind erschrak und wachte auf; seine schwarzen Augen weit aufgerissen, rief es ängstlich:

„Das Meer! das Meer! Der Haifisch! der Haifisch! Mutter! Mutter!“

Die Nonne nahm das Kind in ihre Arme.

„Komme, komme, mein Kind,“ sagte sie. „Beruhige Dich! es ist ein Traum, eine Wallung des Blutes. Deine Mutter ist bei Gott im Himmel, bei den Engeln, bei den Heiligen, und betet für Dich. Du bist bei uns, die wir Dich so lieb haben; Dir zur Seite hast Du einen Schutz-

engel; das Meer und seine Haifische sind weit, weit weg; hier giebt es nur ein so hübsches Wasserbecken mit den Goldfischchen; sieh' nur, sieh' nur, wie sie schwimmen."

Fünftes Kapitel.

Nachdem wir die Herkunft einiger von den Personen, welche bei den von uns zu erzählenden, allerdings sehr einfachen und alltäglichen Ereignissen eine Rolle spielen werden, in Erfahrung gebracht haben, müssen wir nun auch die Uebrigen näher kennen lernen, die wir auf die Bühne zu bringen gedenken. Wir thun dies mit um so größerem Recht, da wir eigentlich weniger Ereignisse als Erfolge, weniger Romanhelden als leibhaftige Personen aus dem wirklichen Leben darstellen.

Es giebt außerordentlich glückliche und beneidenswerthe Wesen, und zwar sind es diejenigen, welche sich einer vortrefflichen Gesundheit erfreuen, im Leben eine Mittelstellung einnehmen, so daß sie nichts ersparen können, aber ihr Brot gesichert haben, ebenso fern von goldenen Hoffnungen als schwarzen Befürchtungen sich in einem beschränkten Kreise von Gegenständen und Ideen bewegen, ohne, außer dem Katechismus, auch nur vom Ansehen ein Buch zu kennen, und deren äußerliche Existenz

so geregelt wie ein Uhrwerk, deren Inneres so ruhig wie eine Oellache ist.

Das erleuchtete Jahrhundert sieht nicht so aus, um so schlimmer für dasselbe. Es verlangt keine ruhigen, bescheidenen Existenzen; das ist gegen die Würde der Erleuchtung, das ist gegen das „Dekorum" der Aufklärung.

Dieses Jahrhundert hat nichts Eiligeres zu thun, als Allen den edlen Ehrgeiz einzuimpfen, nicht wie der Arzt das Blatterngift einimpft, um gegen eine Krankheit zu schützen, sondern um eine heftige Epidemie bestehen zu können. Diese Wahrheit wird in dem ihre Bestätigung finden, was wir jetzt zu erzählen beginnen. Wir nehmen unsere Leser mit nach Villamar, einem der kleinsten und unbekanntesten Seehäfen Spaniens, in welchem Don Perfecto Civico, Schmied und Thierarzt, würdig und zur Zufriedenheit Aller in seinen robusten Händen den Alcaldenstab führt.

Der gute Herr war früher einmal Regimentsthierarzt gewesen. Damals lernte er in Galizien eine Galizianerin kennen, die so viel Silber besaß, als ihr Gewicht betrug, und das war nicht unbedeutend.

Civico war ein hübscher Bursche; er fand daher als Bewerber eine freundliche Aufnahme, nur wurde ihm zur Bedingung gemacht, daß er seinen Abschied nehmen und seine Schmiedewerkstatt in seinem Dorf aufschlagen

müßte. Kaum hatte er sich verheirathet, so starb sein Schwiegervater. Civico machte die Erbschaft zu Gelde, brachte dies in guten Wechseln und seine Frau in einem Klipper nach Cadix, von wo sie alsdann in Liebe und Freundschaft nach Villamar zogen. Das ererbte Vermögen hatte folgenden Ursprung:

Der Großvater der jungen Frau hatte zwei Söhne, Tiburcio und Bartolo; der Erstere war ein starker, kräftiger Mensch, der Vater bestimmte ihn zum Landbau; der Zweite war mager und schwächlich, der Vater schickte ihn als eine Art Ballast nach Amerika. Nach vielen Jahren erhielten sie einen Brief von Bartolo, in welchem er seiner Familie erzählte, daß es ihm nicht übel gegangen wäre, und daß er sich Geld verdient hätte.

Der Absender des Briefes unterschrieb sich in demselben Bartolomé. Sein Bruder Tiburcio glaubte, daß daß mé dem Bartolo lediglich aus Stolz beigefügt worden wäre; Reichthum und Reisen hätten seinen Bruder übermüthig gemacht. Das ärgerte ihn und er erklärte geradezu:

Weil in Westindien Du warst,
Nennst Du dich Bartulumé.
Ich kam nicht aus Galizien raus
Und schreibe Tiburciumé.

Bartolomé starb und Tiburciumé erbte das Ver-

mögen, welches seine Tochter dem verliebten Thierarzt zubrachte.

Die Ehe war eine glückliche. Freilich that er gern groß und spielte den Gebildeten, freilich war sie plump und gebieterisch, aber dabei waren sie beide brave, ehrenwerthe Leute.

Namentlich seitdem er den Stab in die Hände genommen hatte, den kein Anderer annehmen wollte, liebte er es, in Sentenzen und in einem belehrenden Ton zu reden; außerdem tadelte er die Regierung, wobei er eine bewundernswerthe Sachkenntniß und nicht anerlernte Wissenschaft bekundete. Tiburcia war offenen, heiteren Gemüthes, aber sie ließ sich kein X für ein U machen; sie verstand keinen Spaß und führte in ihrem Hause das große Wort, aus dem ganz einfachen Grunde, weil ja von ihr die „Monöten" kämen. Tiburcia wollte und, zu Ehren der Wahrheit sei es gesagt, sie konnte ihren Mann nicht Veterinär nennen, und kein Heiliger wäre im Stande gewesen, sie dem Wort Thierarzt abwendig zu machen. So mußte denn Don Perfecto Civico verzweifeln, wie er sah, daß der Fortschritt in dem Munde seiner eigenen Hälfte aufgehalten wurde.

„Tiburcia," sagte er zu seiner Frau, „derjenige, welcher die Veterinärkunst ausübt, ist ein Veterinär."

„Ach, lasse müch ungeschoren," versetzte Tiburcia mit ihrem galizischen Accent, „bei mür zu Lande heußt dör,

wölcher die Thüre kurürt, Thürarzt, und das üst ün der Thät eun öhrenvoller Name."

Es kam jedoch der Tag, an welchem der häusliche Friede auf eine ernstlichere Weise gestört werden sollte.

Don Perfecto setzte alle seine Hoffnungen, daß dereinst sein Stamm zu hohem Ansehen gelangen würde, auf seinen Erstgeborenen; der sollte seines edlen Ehrgeizes Stütze werden, an ihm sollten die Vorspiegelungen seiner goldenen Träume sich erfüllen. Dieser Erstgeborene hatte den Familiennamen Tiburcio und war zu dem Alter gelangt, in welchem er nach der Absicht seines Vaters seine Studien in Sevilla beginnen sollte.

Wir wollen hier keinen Bericht geben von den Streitigkeiten, die zwischen der aufgeklärten und der nicht aufgeklärten Ehehälfte stattfanden, denn wir würden damit nie zu Ende kommen.

„Studüren!" rief mit ihrem gesunden, galizischen Menschenverstande Tiburcia, „das heußt, gutes Göld zum Fönster hünauswörfen und eunen Tagedüb aus ühm machen. Der mag das Schmüdehandwörk lörnen und wü man Maulösel kurürt, wü seun Vater, und dabeu seunen Löbensunterhalt verdünen. Studüren! Büst Du vom Teufel böſöſſen? Studüren! Büldest Du dür dönn eun, Mönsch, daß Tiburcinno dör Sohn eunes Markűs üst? Meune Zustümmung göbe üch nücht, das sollst Du söhen."

Don Perfecto setzte zum ersten Mal in seinem Leben

seiner Frau gegenüber etwas durch. Von jeher war es sein goldener Traum gewesen, daß sein Sohn zu einer hohen Stellung gelangte, und man hätte ihm eher seinen Alcaldenstab und sein Herz entreißen können, als daß er sich eine ihm so angenehme und eine so glänzende Hoffnung hätte rauben lassen.

Aber auch in der keineswegs allzu feurigen Einbildungskraft seines Sohnes mußte eine solche Hoffnung, mußte der edle Ehrgeiz geweckt werden, den sein Vater besaß; hierauf arbeitete dieser mit allen Kräften hin. Das war aber ein sehr schwieriges Beginnen, denn Tiburcinno, wie ihn seine Mutter nannte, hatte durchaus keine Lust, zu studiren, und noch weniger war es ihm recht, Villamar zu verlassen, wo er bereits eine Braut besaß, obgleich er erst siebenzehn Jahre alt war. Diese Braut war Micaela oder Quela, wie man sie zu nennen pflegte, die Tochter des Oheims Juan Lopez, eines reichen Gevatters des Alcalden. Die Väter hatten sich über diesen beginnenden Brautstand gefreut, denn die Vermögensverhältnisse der beiden Kinder paßten zu einander. Oheim Juan Lopez machte daher dem Alcalden einige vernünftige Vorstellungen, allein er vermochte nichts durchzusetzen. Tiburcia brummte, wüthete, weinte, schrie; der unbeugsame Alcalde nahm jedoch seinen Sohn, einen lang aufgeschossenen, übel aussehenden Burschen, auf einem ebenso dürren Maulthier mit sich von dannen.

Villamar ist berühmt als das klassische Land der Kürbisse; der Bursche, ein sehr fauler Schüler, traf denn auch dergleichen auf seinen Wegen durch die verschiedenen Examina an*); um so längere Zeit mußte er daher auf der Universität zubringen. Welche Klagen, Verwünschungen und Vorwürfe entströmten nicht wie aus einer unerschöpflichen Quelle dem Munde der Sennora Tiburcia, wenn die sparsame Galizierin am Schluß eines jeden Vierteljahres den fest zusammengebundenen Geldbeutel aufmachen mußte.

Der Sennor Perfecto Civico ertrug jedoch dies Alles mit stoischer Geduld, wußte er ja seinen Sohn auf dem Pfade, der zu einem Ministerposten führt. Hiervon war er so begeistert, daß er Alles hinopferte, um das kühne Unternehmen zu fördern. Mit dem Gelde, welches er für die Heilung einer Kolik bei einem Maulthier bekam, wurden Bücher über spanisches Recht angeschafft, und aus dem Erlös für den Hufbeschlag ein Destut Tracy**). Tiburcia gerieth darüber in Verzweiflung und pflegte trostlos auszurufen:

---

*) Das heißt: er fiel zum öftern durch; calabeza bedeutet nämlich nicht bloß Kürbis, sondern auch das Durchfallen beim Examen.

**) Commentar zu Montesquieu's Geist der Gesetze.

„Düſer Mönſch üſt eun ſchlöchter Vater, eun Räuber ſeuner übrügen Künder, dü keunen Cuarto von dör Oerbſchaft meunes Oheums Bartulumé zu ſöhen bökommen wörden. Sage mür, wönn alle Thürärzte ühre Söhne ſtudüren laſſen wollten, wör würde dönn da dü Böſtüen kurüren?"

„Die Söhne der Markis," verſetzte hochtrabend der Alcalde, „wie es in der Zeitſchrift: Der Tag vor dem jüngſten Gericht, heißt."

Nach dieſen Worten hüllte ſich der Alcalde in ſeinen groben Mantel wie in eine Toga, und verließ den erbärmlichen, obſkuren, häuslichen Heerd.

Anfangs, wenn der Student zu den Ferien nach Hauſe kam, that er, als wenn er den Kopf nicht gerade tragen könnte, er räkelte ſich umher, ſah ſchäbig aus, ſprach mit einer unangenehmen, rauhen Fiſtelſtimme und zeigte einen Appetit, der ſeine Mutter in Schrecken ſetzte.

Bei dieſen erſten Beſuchen hatte Quela keinen Grund, ſich über die Unbeſtändigkeit und Kälte ihres Bräutigams zu beklagen; dagegen gefiel es ihr nicht, wenn ſie es mit anhören mußte, daß die Mädchen, welche in der Tabakfabrik arbeiteten, hochbelobt und als Muſter gefälliger Anmuth dargeſtellt wurden. Ebenſowenig gefiel ihr der Weindunſt, der der unzertrennliche Begleiter des Studenten vom Dorfe iſt. Da ſie ihm jedoch Anhänglichkeit und Treue bewahrte, ſo war es ihr nicht unan=

genehm, wenn die Eltern das Nähere wegen der Heirath festsetzten.

Später wurden die Besuche des Tiburcio seltener, dagegen seine Bitten um Geld desto häufiger. Noch später kam der Student nur auf wenige Tage und zeigte ein so stolzes und anmaßendes Wesen, daß er Allen unausstehlich wurde, nur seinem Vater nicht, denn dieser glaubte nun schon in ihm den großen Herrn zu sehen.

Dies giebt uns ganz einfach Anlaß, eine allgemeine Betrachtung über die Erziehung anzustellen. Man schwatzt heut zu Tage das ungewaschenste Zeug über sie wie über Alles, und das ist sehr traurig. Die Zeit des nichtssagenden Geschwätzes hat begonnen. Die Phrase betäubt uns, sie herrscht, sie verschlingt die Ideen zu einem gordischen Knoten. Wir flehen zu Gott, daß er eine allgemeine Stummheit eintreten lassen möge, die da im Stande wäre, wie der Degen Alexander's diesen Knoten zu durchhauen. Ja, es ist traurig und unheilvoll, daß man jetzt eine so übertriebene Sorgfalt auf die Ausbildung des Verstandes verwendet, das heißt also auf das Wissen, dagegen die moralische Ausbildung, das heißt die des Gefühls, vernachläßigt. Muß man nicht sehen, wie sich der Kopf anfüllt und das Herz leer bleibt? Das ist entsetzlich! Es geht aber also zu.

Die Gefühle bilden den sanften, weiblichen Theil unserer Natur, der Verstand ist der rauhe, starre, männ-

liche Theil derselben. Die Regierung möge sich nun merken, daß da, wo ersterer unberücksichtigt gelassen oder unterdrückt wird, der andere dagegen die Oberhand gewinnt, die Völker barbarisch, rauh, grausam und roh sind. Es macht keinen angenehmen Eindruck, wenn man sieht, wie die heutigen Kinder, eine Art geschwätziger Papageien, die so Vieles „auswendig" wissen, in allen Dingen besser zu Hause sind, wie diejenigen unter den älteren Leuten, welche aus dem großen Buche der Erfahrung gelernt haben, und wie Leute von Geltung, ja selbst die eigenen Eltern, da es ihnen an Einsicht und an richtiger Beurtheilungskraft mangelt, dieses unerträgliche Phrasenwesen, dieses alltägliche Geschwätz und die Beweisführungen moderner Sophistik erdulden können. Diese Beweisführungen sind deshalb unangreifbar, weil sie selbst keinen Grund und Boden haben, und den, auf welchem die Gegner fußen, nicht anerkennen. Wenn wir einmal eine Schule errichten sollten, so möge der Leser, der uns vielleicht ein Kind anzuvertrauen beabsichtigte, hier unser Programm in Ueberlegung ziehen:

Erster Lehrstuhl; derselbe wird einprägen:

Daß der Mensch ohne Religion eine aufsätzige, undankbare und stupide Bestie ist, die ihre Kräfte sich und Andern zum Nachtheil verwendet. Daß die Religion keine Fabel, kein Systemchen ist, welches sich ein Jeder in der beschränkten Werkstatt seiner Ideen zurecht macht,

sondern eine göttliche Offenbarung, da sie auf andere Weise nicht erfaßt werden kann. Daß wir vermöge unserer Schwachheit ihren Geboten ungehorsam werden können, daß es aber eine Apostasie ist, wenn der Verstand uns ihren Grundsätzen entfremdet, und daß selbst die geringfügigste Apostasie ein größeres Uebel ist als die allergrößte Schwachheit.

Zweiter Lehrstuhl; derselbe wird einprägen:

Daß das Wohlwollen das milde Oel ist, bestimmt, die Achsen insgesammt einzuschmieren, um welche sich unsere Handlungen und unsere Beziehungen zu der ganzen Welt, ja selbst zu den Thieren bewegen, denn diese sind arme, schwache Wesen unter der tyrannischen Botmäßigkeit des Menschen.

Dritter Lehrstuhl; derselbe wird darthun:

Daß die Achtung vor unsern Vorgesetzten, vor unsers Gleichen und vor denjenigen, welche niedriger gestellt sind wie wir, die Achtung vor der Macht wie vor dem Unglück keine Mythe, kein apokryphes Gefühl, kein Fossil, um eine antediluvianische Neugier zu befriedigen, ist, als welche sie heut zu Tage angesehen wird, sondern daß sie wirklich existirt und als eine aristokratische Blüthe des Herzens, sowie als das Gepräge einer ausgezeichneten, feinen Erziehung angesehen werden muß.

Vierter Lehrstuhl; auf demselben wird gelehrt:

Daß die Bescheidenheit, die Zwillingsschwester der

heiligen Demuth, dem Verdienst das Gepräge der Wahrheit, der Ueberlegenheit die echte Würde verleiht.

Fünfter Lehrstuhl; auf demselben wird die christliche Liebe gelehrt:

Sie darf nicht im Großen und Ganzen, nicht theoretisch geübt werden, sondern sie muß sich auf das Kleinste erstrecken und stets praktisch sein. Sie ist nicht zu verwenden als eine Waffe gegen die Reichen, sondern sie soll den Armen Hülfe gewähren. Sie ist vor allen anderen Tugenden einzuprägen, denn sie steht höher als das Wissen und als das Talent, wären beide auch noch so groß, denn sie ist es, die uns am meisten Gott ähnlich macht.

Wenn dann, geliebter Leser, Dein Sohn unsere Schule verläßt, so mag er Turnen, Tanzen, Französisch, Latein, Griechisch, ja selbst Sanskrit lernen. Unsere Schule der primären Gefühle verträgt sich mit allen diesen Dingen.

Wie gesagt, mit einer abscheulichen, vornehmen Miene sah Tiburcio, dieser klägliche Dorfstutzer, auf seine Braut, die hübsche Quela herab. Und doch war Quela eines von den bevorzugten Geschöpfen, wie sie in allen Kreisen angetroffen werden. Sie sollen sich allerdings nicht über diese Kreise erheben, sondern dieselben verschönern helfen, denn Gott vertheilt seine Gnade gleichmäßig über Alle.

Der heil. Isidor war ein Arbeiter und Nero Kaiser, ohne daß jener sich gegen die Gesetze der Moral und der Natur verging, welche die Welt regieren.

Ihren Unterricht hatte Quela in der Schule der Sennora Rosita erhalten, deren Liebling sie war. Ihre hübsche Gestalt, ihre Gelehrigkeit und Anstelligkeit trugen dazu bei, und ihr sanftes Gemüth ließ den Samen herrlich aufgehen, den ihr Herz aufgenommen hatte. Ihr Vater besaß ein etwas rauhes Wesen, deshalb war sie zaghaft geworden, die Liebkosungen ihrer Mutter gaben ihr jedoch wieder eine gewisse Zuversicht. Sie war so sanft wie ein milder Tag, christlicher Liebe voll wie eine Heilige, heiter, verständig und denen, welche sie liebte, anhänglich, wie der liebliche Jasmin Alles, was er mit seinen Zweigen umfängt, mit seinen Blumen durchduftet.

Sechstes Kapitel.

April 1842.

Wie umfangreich ist der Kreis der menschlichen Gefühle; er allein vermag uns schon eine Idee von der Unermeßlichkeit zu geben. Wir dürfen nicht erst bei den verschiedenen Individuen des Menschengeschlechts die Mannigfaltigkeit und die Gegensätze dieser Gefühle aufsuchen,

von denen einige in der Brust der Engel ein Obdach erhalten könnten, während andere nur für die der Verworfenen passend wären; wir finden den grenzenlosen Horizont in uns selbst.

Was bedeckt nun aber heut diesen Horizont mit Wolken, und welche Gewalt verscheucht sie morgen wieder, so daß er im herrlichsten Sonnenglanz erscheint? Die Einbildungskraft. Gut. Aber wer verleiht uns diese Kraft? wer setzt ihr heut einen Rosen- und morgen einen Cypressenkranz auf? Das Herz. Gut. Und welches Gestirn hat einen Einfluß auf die Ebbe und Fluth des Herzens? wer läßt es heut lächeln und morgen seufzen? Das ist das Fächeln der Flügel eines auf die Erde verbannten Engels, der da sich für besser hielt, als er ist, und der sich vergeblich bemüht, den Aether zu durchdringen und zum Himmel zurückzukehren, wenn Schmerzen, Abscheu und Unwille seine Brust zerfleischen. Weshalb haben denn so viele Dichter auf das Herrlichste jene Melancholie, jenes unheimliche Wesen, welches in höheren Naturen nichts anderes als die Sehnsucht nach der Heiligkeit, diesem Ideal der Seele, ist, besungen? Seht, weil diese Traurigkeit bei einem Christen demüthig ist und weint, weil sie dagegen bei dem Skeptiker in ihrer Bitterkeit Gott lästert. Den erstern geleitet sie zum Fuß des Altars, den letztern zum Selbstmord.

Wozu eine so erhabene Abschweifung? Soll ein Ro-

man nicht einen entschieden sentimentalen oder heitern Charakter haben? weshalb also uns plötzlich auf die äußersten Grenzen dieser beiden Richtungen führen? Wir bemerken: wir schreiben keine Romane, sondern wir schildern das menschliche Leben wie es ist, wie Ihr es vor Euren Augen habt. Die Welt ist ein Januskopf mit einem Demokrit- und mit einem Heraklitgesicht; bald seht Ihr das eine lachen, bald das andere weinen. Wenn Ihr die Geschichte der Eindrücke, die Ihr selbst erlebt habt, schreiben solltet, würden da nicht auch die Kapitel sich nach dem, was Ihr erfuhrt, verschieden gestalten? Nach diesen zu unserer Rechtfertigung dienenden Auseinandersetzungen wollen wir nun fortfahren.

In dem bereits erwähnten Nonnenkloster spielten wiederum die kleinen Mädchen; sie waren jedoch herangewachsen, denn es waren, seit wir sie kennen lernten, vier Jahre verflossen.

Ein Mädchen von zwölf Jahren war hinzugekommen; sie hieß Reina und war die Tochter der Markise von Alacoz. Diese hatte nach Madrid reisen müssen und daher ihre Tochter dem Kloster übergeben, in welchem sie selbst erzogen worden war. Jetzt ist eine solche Klostererziehung nicht mehr Mode, und eine Mutter, die sie zulassen würde, müßte sich eine antikonstitutionelle Tyrannin schelten lassen. Ist es nicht ein Eingriff in die geheiligten Rechte der kleinen Mädchen, wenn man

ihnen nicht gestattet, ihren modischen Putz auf den Promenaden glänzen zu lassen, hochnäsig aller Welt gleich unverschämten Manola's*) in's Gesicht zu sehen? wenn man diesen kleinen, unschuldigen Wesen nicht gestattet, ihre Meinung und ihr Urtheil über die Oper und über den Anzug der Dame so und so abzugeben? Es wäre ja der allerreaktionärste Obskurantismus, wenn man achtjährige Meerkätzchen hindern wollte, sich auf der Promenade von zehnjährigen Zieraffen begleiten zu lassen und auf Linien, sowie mit großen Buchstaben geschriebene Billets zu empfangen, auf denen statt der Krone ein Fallhut zu sehen ist. Läßt man die Mädchen lernen, wie ein Hemd zu nähen, statt eine widerwärtig bunte, chinesische Landschaft oder Affen zu sticken, die jedem Beschauer Entsetzen einflößen, läßt man sie statt des Modenjournals gute Bücher und das christliche Jahr. lesen, läßt man sie für Ordnung und Reinlichkeit im Hauswesen sorgen, anstatt daß sie täglich acht Stunden lang Flügel spielen, so ist dies Alles ein Verbrechen verletzter Eleganz. Wozu eine solche altväterische Erziehung, da wir Alle reich sind oder es zu werden hoffen, und da wir durch den elektrischen Telegraphen die sichere Nachricht erhalten haben, daß für besagte Prinzessinnen ein

*) Mädchen von der niedern Klasse in Madrid.

vollständiges Assortissement kalifornischer Bräutigams zu haben sein wird?

Reina verdankte also dem zufälligen Umstande, daß ihre Mutter nach Madrid reisen mußte, den Aufenthalt im Kloster. Die übrigen Mädchen waren nicht von so vornehmer Abkunft, sondern größtentheils Waisen, die entweder von ihren Verwandten oder von mildherzigen Leuten daselbst untergebracht worden waren; einige wurden auch auf Kosten der Nonnen selbst erzogen. Sie begossen Blumentöpfe. Reina stand müßig vor einem blassen Mädchen, welches sich unbeweglich an einen Baum lehnte, und es war dieselbe Reina, die sich, wie wir sahen, bereits auf dem Dampfschiff unserer Lagrimas so warm angenommen hatte.

„Komme, laß uns laufen,“ sagte sie, und konnte ihre unruhigen Füßchen, die mit Merkurflügeln besetzt schienen, kaum zurückhalten. „Weshalb willst Du mich nicht haschen?“

„Ich bin müde!“ sagte das blasse Mädchen.

„Laß sie doch, Reina!“ riefen zwei Mädchen, die soeben eine Levkoje vorübertrugen, wie die heil. Justa und die heil. Rufina die Giralda zu tragen scheinen. „Laß sie doch! Der gefällt nichts, weder laufen, noch spielen, noch plaudern, noch essen, noch schlafen; ihr gefällt nur das Nichtsthun. Sage, Lagrimas, sind bei Dir zu Lande alle Mädchen so faul?“

Wie das blasse Mädchen diese gehässige Aeußerung hörte, fing es an zu weinen.

„Na, das haben wir gut gemacht," sagte eine ihrer Feindinnen; „sie gleicht dem Brunnen im Hofe; man darf blos den Hahn drehen, gleich kommt überall Wasser hervor. Wenn die Mutter Socorro sie weinen sieht, dann müssen wir den Kopf oben behalten. Herr Jesus! so weine doch nicht! Bei der Allerheiligsten Jungfrau! Was haben wir Dir gethan, Lagrimas? Wie gut paßt Dir doch Dein Name! Du bist eine schlecht gestimmte Guitarre."

„Habe ich Euch denn beleidigt, daß Ihr mich so schlecht behandelt?" fragte das Mädchen, und weinte in einem fort.

Wie dies die Uebrigen sahen, faßten sie Muth und sagten abwechselnd:

„Quelle der Thränen."

„Thal der Thränen."

„Meer der Thränen."

„Regensturm der Thränen."

„Du weinst, damit wir gescholten werden sollen, Gevatterin Thränenreich; aber warte nur, wir werden uns zu rächen wissen und gießen den Trinknapf Deines Kanarienvogels aus."

Lagrimas hörte diese Drohung mit Entsetzen an, stürzte zu Boden und röchelte; ihre Augen öffneten sich

weit vor Angst und ihre Händchen preßte sie auf die Brust.

„Gott schütze uns!“ sagten die erschrockenen Mädchen mit dem Blumentopf. „Sie bekommt Herzpochen, Athemstockungen und wie das Zeug heißen mag. Wenn jetzt die Mutter Socorro kommt, da können wir uns Gott empfehlen!“

Nach diesen Worten setzten sie den Blumentopf weg und liefen nach dem entgegengesetzten Ende des Gartens.

Reina, die zwei Jahre älter war als Lagrimas, war von schlanker, wohlgebildeter Gestalt, und schon sah man an den regelmäßigen Linien des stolzen Kopfes die sich entwickelnde, außerordentliche Schönheit. Die stolze Stirn und das freie Wesen zeigten an, daß sie ein reiches, verhätscheltes und ohne jeden Zwang erzogenes Mädchen war. Sie senkte ihre Augen herab auf das am Boden liegende Kind, und obschon nichts von dem himmlischen Ausdruck theilnehmenden Mitgefühls bei ihr zu bemerken war, so sah man dafür das edle Gepräge eines kräftigen Willens und des bestimmten Entschlusses, das Recht gegen das Unrecht, die Schwäche gegen die Stärke zu beschirmen.

Ohne ihre Ruhe und ihren Muth zu verlieren, hatte Reina die Kleidung ihrer Gefährtin gelockert und rieb deren Arme unausgesetzt, wie sie es die Nonnen bei

ähnlichen Anfällen machen sah. Da kam die Mutter Socorro herbei.

„Wer hat dies veranlaßt?" fragte die gute Nonne erschrocken

Beide Mädchen schwiegen: Lagrimas, weil zu ihren ihr angebornen Engelseigenschaften das Verzeihen gehörte, oder wir müssen, um uns besser auszudrücken, sagen: dieses unter körperlichen Leiden und religiösen Empfindungen auferzogene, sanfte Geschöpf wußte nicht, was Beleidigung ist, es konnte daher auch nicht verzeihen. Wenn sie, wie diesen Morgen — sonst kam es äußerst selten vor — einen Spott erfuhr, so verletzte sie derselbe, aber er beleidigte sie nicht; er konnte sie betrüben, aber nicht erzürnen.

Was Reina anbelangt, so verhinderte sie ihre edle Gesinnung, die Angeberin zu spielen, wenn das Uebel sich anderweitig beseitigen ließ.

Lagrimas war wieder zu sich gekommen und gab der Mutter Socorro die Versicherung, daß sie sich wieder wohl befände.

„Wer hat diesen Blumentopf hierher gestellt?" fragte die Nonne.

Reina nannte die Namen und die Mutter rief die beiden Mädchen herbei.

Leibhafte Bilder der Verwirrung, der Reue und der Furcht, traten sie heran.

„Wohin wolltet Ihr mit diesem Blumentopf?“ fragte die Nonne.

Als die vor Gericht gerufenen Mädchen diese Worte vernahmen, die auf ihr Betragen gegen Lagrimas keinen Bezug hatten, wandelte sich ihre Angst in Freude um, und sie versetzten:

„Dorthin, zum Brunnen.“

„Und weshalb?“

„Weil wir ihn begießen wollten und das Wasser so weit herbeizuschaffen war; das war bei der Hitze zu lästig.“

„Nicht wahr, Ihr wollt mit diesen Blumentöpfen den Altar der heil. Jungfrau an ihrem Namenstage schmücken?“

„Ja, Sennora.“

„Damit sie an diesem Tage in voller Blüthe stehn, bedürfen sie eines sonnigen Platzes, und an einem solchen befanden sie sich; am Brunnen dagegen wäre es für sie zu schattig. Aber sollte es auch sich nicht so verhalten, so dürft Ihr nie Eure Schritte sparen, wenn es sich darum handelt, Gott zu dienen. Kein Schritt ist in solchem Falle verloren, wenn es Euch gleich so scheinen sollte. Zum Beweise dessen hört folgende Geschichte:

Ein Einsiedler hatte seine Hütte in einem Thal unterhalb eines Berges, auf welchem sich ein Hospital befand. Bei einer Epidemie füllte sich dasselbe einmal der-

gestalt an, daß es an hülfreichen Händen für die Kranken fehlte; man bat daher den Einsiedler um seinen Beistand. Der fromme Mann stieg jeden Morgen mit Sonnenaufgang den Berg hinan, um in dem Hospital sich thätig zu erweisen.

Eines Tages, als ihn die Hitze beim Erklimmen des steilen Berges sehr ermattete, dachte er bei sich: wäre es nicht besser, daß ich meine Einsiedelei dort oben errichtete?

Da hörte er eine Stimme hinter sich zählen: eins, zwei, drei, vier . . . Er drehte sich um, allein er erblickte Niemanden. Weshalb habe ich nicht schon längst daran gedacht? fragte er, als er weiter stieg; wie viel Mühe und Schweiß hätte ich mir ersparen können! Von Neuem hörte er hinter seinem Rücken zählen. Erstaunt wandte er sich wieder um, doch auch jetzt erblickte er Niemanden. Bereits war er fast bis zum Gipfel des Berges gekommen und sah sich nach einer für seine Einsiedelei passenden Stelle um, als er von Neuem die Stimme hörte, welche noch immer zählte. Wie er sich abermals erstaunt umwandte, sah er einen Engel, welcher ihm sagte: „Ich bin Dein Schutzengel und zähle Deine Schritte."

Ihr seht also, meine Töchter," fuhr die Mutter Socorro fort, „daß nichts, was in guter Absicht geschieht, für den Himmel verloren geht, und daß eine Handlung

selbst dann verdienstlich sein kann, wenn sie keinen unmittelbaren Nutzen gewährt.*)"

Die Mutter nahm das arme Mädchen, welches noch immer an nervösen Zuckungen litt, auf den Arm und trug es von dannen.

„Hört," sagte Reina mit königlicher Würde zu den Mädchen, welche den wandernden Blumentopf wieder aufnahmen, „diejenige von Euch, welche um nichts und wieder nichts Lagrimas oder ihrem Kanarienvogel was zu Leide thut, hat es mit mir zu schaffen. Ich sage Euch weiter nichts, es mag Euch genügen. Merkt Euch, daß, wenn Ihr Euch nicht bessert, keine von Euch auch nur einen Bissen von dem bekommt, was man mir von Hause schickt. Jetzt wißt Ihr es; geht Eurer Wege!"

Reina entließ mit einer majestätischen Armbewegung die Blumenträgerinnen, die über das ihnen verkündete Fastenedikt ein langes Gesicht machten und davongingen; die Levkojen aber, als sie so fortgetragen wurden, schwankten wie seekrank oder wie berauscht hin und her.

„Sie schien auf dem Wege der Besserung zu sein,"

*) Man sieht, wie hier eine der ascetischsten Lehren der Religion der Fassungskraft des Volkes und der Kinder dargestellt wird. Wer sollte nicht mit Bewunderung und Rührung erfüllt werden!

sagte die Aebtissin zur Mutter Socorro, während diese ein beruhigendes Getränk für die zu Bett gebrachte Lagrimas bereitete; „allein man darf nie frohlocken bei einer Krankheit, die selbst die Aerzte nicht bestimmen können. Einige sprechen von Asthma, Andere von Hypochondrie; der sagt: es wäre eine Pulsadergeschwulst, jener nennt es ein allgemeines Nervenleiden."

„Es mag was immer für eine Krankheit sein," entgegnete die Mutter Socorro traurig, „ich halte sie für unheilbar, und Don Augustin Lopez von Banno, der der beste und wo nicht, doch der heiterste Arzt von Sevilla ist, läßt dies wohl merken, wenn er von ihr sagt: das Hühnchen lebt und lebt mit seinem Pips."

Während die guten Klosterjungfrauen sich von der Krankheit der Lagrimas unterhielten, hatte sich Reina an das Bett des leidenden Mädchens gesetzt und sagte:

„Weshalb weinst Du denn über Alles, liebes Kind?"

„Weil Alles so traurig ist!"

„Und ich finde Alles so heiter," versetzte Reina.

„Und muß nicht mein Kanarienvogel vor Durst umkommen?" fragte Lagrimas ängstlich.

„Sei deshalb außer Sorge, Närrin," erwiederte Reina, „ich habe diesen Schmutzfinken meine Meinung gehörig gesagt. Die werden sich nie wieder mit mir und mit Deinem Kanarienvogel einlassen; ich sage Dir, die fürchten mich mehr als den Bubu. Lassen wir es dar-

auf ankommen! Aber sage mir: wie kannst Du aus Angst, Dein Kanarienvogel könnte draufgehen, so krank werden? Ist das der alleinige Grund?"

„Ja, Reina, ja. O, wenn Du wüßtest, was der Tod ist!"

„Nun, dasselbe was der Schlaf," meinte Reina.

„O, nein, nein: er ist schrecklich, er ist schauderhaft. Hast Du schon einen Todten gesehen, Reina?"

„Herr Jesus, sehr viele, und wenn es mit Blumen geschmückte Kinder sind, so kommen sie mir recht holdselig vor; würde es mir gestattet, würde ich sie küssen."

„Heilige Jungfrau!" rief erschrocken das im Bett liegende Kind.

„Vielleicht hast Du," fuhr Reina fort, „einen Todten gesehen, der häßlicher war."

„Nein; ich habe nur eine Todte gesehen und das war meine Mutter; die war nicht häßlich, sie war schön. Aber der Tod verändert Alles. Sie richtete ihre starren Augen auf mich und sie sah mich nicht. Ihre Lippen wurden weiß und sie sagten mir nichts; es schien, als wenn sie von Marmor wären. Und sie bekam eine Wachsfarbe, und wie man eine Wachskerze nicht biegen kann, ohne sie zu zerbrechen, so schien es auch mit der Mutter zu sein. Welch Herzeleid war es für mich, Reina, sie so zu erblicken, sie, die ich so sehr liebte; ich wagte es nicht, mich ihr zu nähern, aber ich dachte bei

mir: Weshalb ruft mich die Mutter nicht? sie schläft ja nicht, denn sie hat ja die Augen offen."

„Warst Du denn aber allein bei ihr?" fragte Reina, „wo ein Todter ist, da giebt es viele Leute, Eltern und Aerzte."

„Außer der Negerin, welche schlief, war Niemand da, Reina, denn es war auf einem Schiff mitten im Meer, Reina. O, ich erinnere mich an Alles: der Wind heulte so fürchterlich, wie die Hunde heulen, die den Tod ahnen, und das Meer stürmte, als verlangte es etwas, was man ihm nicht geben wollte, und das Schiff war so unruhig und schüttelte sich, als wollte es sich von etwas entledigen; und das Meer wollte etwas haben, Reina, und das Schiff wollte es ihm geben; denn am folgenden Tage," fuhr das Kind mit wachsendem Entsetzen und immer erregter fort, „ergriffen einige Männer meine Mutter wie einen Ballen und in Gegenwart meines Vaters, Reina . . . meines Vaters, der es nicht verhinderte, warfen sie sie, wie einen werthlosen Gegenstand, in's Meer, und im Meer, Reina, ist sie von den Haifischen verschlungen worden!"

„Mutter Socorro, Mutter Socorro!" schrie Reina, „kommen Sie herbei! Lagrimas hat die Krämpfe bekommen!"

Siebentes Kapitel.

Juni 1843.

Ein deutscher Schriftsteller sagte zu einer Zeit, die längst entschwunden ist, mit deutscher Offenherzigkeit: „Heilige Freiheit! Da du diejenigen, die dich verehren, bessern willst, weshalb kannst du dir deine Priester da nicht besser aussuchen?"

Die Freiheit machte sich leider nichts aus dem Vorwurf ihres Verehrers. Unbemerkt ging dieser Vorwurf vorüber.

Eine gleiche Geringschätzung steht uns bei einem ähnlichen Wunsch bevor; doch es hat mit einer solchen Geringschätzung nicht so viel auf sich.

Bewundernswürdige Civilisation! Erhabene Sehnsucht nach dem Bessern! Du, die du in früheren Jahrhunderten so große Dinge zur Welt gebracht, weshalb bringst du jetzt nur Mißgeburten? Deine Mißgeburten sind gräulich, Freundin Civilisation. Wir bedauern es, daß wir sie nicht, wie die des Thierreichs, in Spiritus aufbewahren können, zum Schrecken kommender Jahrhunderte. Civilisation, Civilisation, meine Freundin, lege dir ein stärkendes Pflaster auf, denn sonst sind wir schlimm daran.

Wir bemerken dies, weil wir in unserer Erzählung auf eine solche Mißgeburt stoßen. Der Pseudo=Aufgeklärte ist die Parodie des wahrhaft Aufgeklärten, die Karikatur des gebildeten Menschen. Er hält es für eine „Spezialität," Alles verkehrt anzufangen; in seiner Stellung ist es eine „Notabilität," wenn der einmal in die Höhe geworfene Ball nicht wieder die Erde berührt, und er ist der Typus des „ich will, aber ich kann nicht." Dieser Pseudos giebt es zwei Arten. Die eine giebt sich den Anstrich eines Ausländers, die zweite giebt sich den Anstrich eines Spaniers. Keiner von der ersten Sorte kommt in unserer Erzählung vor; da jedoch unser Leser in den Batuecas zu seinem Glück keine nähere Bekanntschaft mit einem solchen gemacht haben wird, so wollen wir ihm diese interessanten Wesen schildern, die auf Stelzen einhergehen und uns von oben herab betrachten, wie Napoleon von der Vendômesäule auf die Franzosen herabschaut.

Der verausländerte Pseudo ruft, zumal wenn er in London, Paris oder Portvendres war, als Kritiker das fürchterliche Anathema aus: das sind spanische Geschichten! Dieses Verdammungsurtheil, dieses furchtbare „Ultimatum" erduldet keinen Widerspruch, denn spanische Geschichten sind eben keine portugiesische Geschichten; es ist ein allgemeiner Grundsatz, ein Lehrspruch, und was noch mehr sagen will, eine unbestreitbare Wahrheit.

Der Arme leidet am „Spleen" und an der Melancholie.

Der verausländerte Pseudo betet das „Comfortable" an, ohne je dazu zu gelangen, denn das „Comfortable" ist eine Art beschränkten, persönlichen Wohlergehns, erbärmlicher Sinnlichkeit, ein bleiches Vergnügen alter und schwächlicher Personen, welches alles für die lebhafte Jugend, für einen männlichen Sinn und für die Spanier keinen Reiz hat. Die Spanier sind nämlich das am wenigsten materielle Volk Europa's, und alles weichliche Wesen ist ihnen am wenigsten bekannt. Der Pseudo dagegen betet es als Ton an, ebenso Alles, was zart ist, kokette Weiber, die Ueberröcke und den Champagner. Thee stärkt ihn, Chokolade erregt ihm Uebelkeiten; alter Hausrath ist ihm widerwärtig, und über die landesübliche Wassersuppe möchte er aus der Haut fahren. Seit er die lustigen Lieder des Alcazar gelesen hat, in welchen das aus den Früchten der Eierpflanze mit Käse bereitete Gericht gefeiert wird, erklärt er die ganze alte Poesie für Kaff. In einer Mußestunde wird er den Vers:

Drei Dinge mir halten feste
Gefangen durch Liebe das Herze mein:
Die schöne Ines, der Schinken fein,
Eierfrüchte mit Käse sind's Beste,

folgendermaßen umändern:

Es haben im Kampf sich errungen
Drei Dinge das Herze mein:
Das Beefsteak, der Contretanz fein
Und die zarte Taille der Lia, der jungen.

Wenn Du, mein lieber Leser in den Batuecas, nicht weißt, daß Beefsteak auf dem Rost gebratenes Fleisch ist, so gehörst Du in den Augen des Pseudo zu den Vegetabilien und Dein Dorf gehört nach seiner Ansicht zu den dunkeln Höhlen, in welche nie ein Strahl von dem Glanz des erleuchteten Jahrhunderts gelangt ist.

Betrachten wir uns nun den Pseudo mit spanischem Anstrich. Dieses Geschmeiß, welches wir gleichfalls der Erleuchtung verdanken, entsteht überall. Am vortrefflichsten gedeiht es auf der Universität zu Sevilla, ja auf jener Universität, aus der so viele glänzende Jünglinge hervorgegangen sind und noch hervorgehen. Aber die Pseudos sind die Hefe dieser edlen Weine. Der Pseudo bedient sich verschiedener Worte, die ihm passender und vielleicht feiner vorkommen, als die, welche der tägliche Gebrauch und das Wörterbuch der Akademie anerkennt. Jeden Ausländer nennt er Estranjis*), die Franzosen Franchutes**), die Engländer Inglismen***), die Deut-

*) Statt extranjero.

**) Statt franceses.

***) Statt ingleses.

schen Tudescos*) und die Russen Moskowiter. Die beiden letzten Bezeichnungen hält er in seiner Einfalt für herabwürdigend. Der Pseudo behauptet, daß in Spanien Alles besser ist, wie in andern Ländern, die einheimischen Waaren mit eingeschlossen; aber wenn er sich elegant macht, zieht er vom Kopf bis zu Fuß doch nur ausländische Sachen an; auch Stöckchen, Regenschirm und Uhr sind nicht im Inlande verfertigt.

Der Pseudo schwört, er werde das jungfräuliche Gewand seines Patriotismus nicht durch eine Reise in's Ausland beflecken. Seitdem haben diese unverrückbaren Pfeiler und unerschütterlichen Säulen eine patriotische Verbindung gebildet; dieselbe erklärt Jeden für einen böswilligen Vaterlandsverräther, der zwei Schritte über die Grenze thut. Dieser Pseudo macht einen übermäßigen Gebrauch von der Benennung: meine Tochter, womit er jede Dame, die er das erste Mal erblickt, und wäre sie dreißig und er zwanzig Jahre alt, anzureden pflegt.

Dies: meine Tochter, obschon es weder von Calderon noch von Lope herrührt, ist abgestandenes Spanisch — und wie abgestanden! — Daher kommt es, daß eine Bezeichnung, die im Munde der Freundschaft und Ver-

---

*) Statt alemanes.

traulichkeit so schön und so einschmeichelnd klingt, so widerwärtig ist, wenn diese ihr nicht ihre Berechtigung ertheilen. Die Anrede: meine Tochter, muß sogar es sich gefallen lassen, die Stelle der Bezeichnung Don einzunehmen, einer würdevollen, edlen Bezeichnung, die selbst den Königen zu Theil wurde und echt ritterlich klingt. So wird denn das Wort Don ohne Urtheil und Recht des Landes verwiesen und ohne daß es zu errathen vermag, welches Verbrechens es sich schuldig machte. Man könnte glauben, daß dies Verbrechen in der Bescheidenheit bestand, wenn man sich an den Vers erinnert:

> Ist der Don von diesem Hidalgo (Edelmann)
> Ganz wie der Don des algodon (Baumwolle),
> Der nicht haben könnte Don,
> Wenn voraus nicht ging das algo (etwas).

Aber wie ist's, mein lieber Leser, blühen in den Batuecas noch Veilchen? Hier blühen sie nicht mehr, mein Freund, sie sind sammt und sonders verwelkt. Sie gelten jetzt ebensoviel, wie früher einmal die Tulpen in Holland. Flora trauert über den Verlust seines geliebten Vasallen; die Kamellie, diese neumodische Blume ohne Duft, vermag sie nicht zu trösten.

Nein, nicht aus Bescheidenheit ist es dem „Don" so schlecht ergangen; willst Du sein Verbrechen wissen? Es besteht darin, daß ein Hausmeister und eine Beschließerin sich Don und Donna angeeignet haben. Seitdem

rümpft das Jahrhundert der Gleichheit die Nase. Ich sehe, daß Du mir einen Einwand machen willst.

Auf den könnte ich Dir nichts Anderes erwidern als: Anomalien! Anomalien! von denen wir einen lästigen Ueberfluß eingeerntet haben. Es ist uns mit ihnen ergangen, wie mit der Fülle des Getreides, welches Kastilien hervorbringt. Also das Don verbleibt dem algodon (der Baumwolle), die Seide (seda) bedarf desselben nicht. Der Pseudo mit spanischem Anstrich hat an seine Stelle das kriegerische: mein Sohn, meine Tochter gesetzt, und der verausländerte Pseudo das schwerfällige: Sennor. Beide wissen vom Don nur noch, wenn sie den Ritter von der Mancha oder den russischen Fluß nennen. Sonst ist Don todt und begraben, seitdem er von einem rohen Hausmeister und von einer blutgierigen Beschließerin hingemordet wurde. Zum Schluß sagen wir Dir nur noch, daß ein pseudoaufgeklärter Spanier vom reinsten Wasser Spanien vergöttert und als Genius in dessen Glorie einen gravitätischen Stier mit vergoldeten Hörnern erglänzen läßt.

Ein solcher ausgezeichneter, pseudoaufgeklärter Spanier von Kopf bis zu Fuß war Tiburcio geworden; so erscheint er jetzt wieder auf der Bühne. Die Jahre waren wie Feldhühner dahin gelaufen und dabei wie immer so gnädig gewesen, ihre Geschwindigkeit zu verdoppeln, je dringender Tiburcio bat, daß sie langsam schreiten

möchten. Unerbittlich eilte eines nach dem andern dahin wie die Schaufeln an den Rädern eines Dampfschiffes, und so kam denn die Zeit heran, wo er sein Haupt mit dem Doktorhut bedecken sollte. Das verursachte ihm ein gewaltiges Entsetzen, nicht etwa deshalb, weil derselbe ihm schlecht zu Gesicht stehen würde, wie es mit Sicherheit zu erwarten war, sondern weil mit der Beendigung seiner Studien auch sein Aufenthalt in Sevilla aufhören mußte, in Sevilla, dem klassischen Ort der weichschaligen Mandeln, der Cigarrenarbeiterinnen, der nächtlichen Tänze auf öffentlichen Plätzen, des guten Brotes und der Oliven, denn alles dies ist bei der reizenden Andalusierin Sevilla zu finden.

Da jede Lage des Lebens einmal ein Ende nehmen muß, so ging denn auch die Studienzeit des Tiburcio zu Ende, und er wurde in die Zahl der Sachwalter aufgenommen, d. h. er wurde noch kein wirklicher Sachwalter, sondern er konnte nun seine Versuchsarbeiten als solcher beginnen. Sein Vater erkundigte sich auf das Angelegentlichste, ob nicht in Villamar ein Prozeß aufzutreiben wäre, den sein Sohn führen könnte, aber an diesem so glücklichen Orte war keiner ausfindig zu machen. Er wollte daher mit seinem Freunde und Gevatter, dem Oheim Juan Lopez, einen solchen wegen des Eigenthums an einem Mastixbaum beginnen, der auf der sandigen Grenze ihrer beiderseitigen Grundstücke ge-

wachsen war; darüber erhob jedoch die Galizierin einen gewaltigen Lärmen, so daß er davon abstehen mußte. So blieb denn Tiburcio nichts Anderes übrig, als in dem ihm so verhaßten Dorfe zu „vegetiren", welches Stein, jener deutsche Arzt, so sehr geliebt und so viele Jahre hindurch bewohnt hatte. Wenn man sich so verschiedenartige Ansichten betrachtet, so ergiebt sich daraus die große Wahrheit, daß die Dinge erst dadurch, wie man sie ansieht, gut oder schlecht werden, und daß wir selbst sie nach Willkür in goldenem Glanz oder in düsterster Färbung erscheinen lassen. Die Philosophie gewährt uns Gleichmuth in allen Lagen, in welche uns das Schicksal wider unsern Willen bringt. Ist der uns angewiesene Winkel der Erde unfruchtbar, so läßt die Philosophie auch noch die wenigen Pflanzen verdorren, die sich dort befinden, sie macht ihn noch unfruchtbarer und weiß sich stoisch mit dem Sande zu begnügen. Wir besitzen jedoch ein erhabeneres Gefühl, als die philosophische Resignation, das aus unserer inneren Zufriedenheit, aus dem Seelenfrieden und aus der Herzensgüte entspringt. Dies Gefühl wird nicht bloß die Pflanzen, welche jener Winkel der Erde hervorbringt, pflegen, sondern es wird sie durch Kultur zu verbessern suchen und neuen, guten Samen aussäen, den es selbst aufbewahrt hielt, oder der ihm von den Engeln übergeben wurde; denn diese sind von Gott dazu bestimmt, solchen Samen

auszustreuen. Glücklich ist derjenige, welcher sich überzeugt hat, daß die wahrhafte moralische Ueberlegenheit nicht darin besteht, zu unterdrücken, sondern darin, daß unsere Umgebungen sich erheben, und daß Verachtung ein Gefühl ist, welches in einer erhabenen Seele keine Stätte findet, wogegen die Achtung allein ihr angemessen ist. Wer sein Schicksal zu achten weiß, der wird sich nicht über dasselbe erheben wollen und sein Leben nicht in Unzufriedenheit hinbringen.

Tiburcio kam nach Villamar, sehr mißgestimmt über seinen Doktorhut, und hielt in den Taschen seines Regenmantels alle die großen und kleinen Unglücksfälle tief verborgen, die ihn auf seinem Wege durch die verschiedenen Examina betroffen hatten.

Als Jakob seinen Sohn Joseph als Finanzminister erblickte, konnte er nicht einen solchen väterlichen Stolz empfinden, wie er die Brust des Alcalden bei der Rückkehr seines Sohnes erfüllte, der nun ein ganzer Doktor geworden war. Die Mutter dagegen sagte, als sie den lang aufgeschossenen, magern und blassen Menschen sah:

„Wönn Deun Groſsvater löbte, so würde ör Düch nach Wöstündüen göschückt haben, wü meunen Oheum Bartulo, dönn zu ötwas Andörem büst Du nüchts nütze."

Der Tag seiner Ankunft spielt in den Jahrbüchern von Villamar eine große Rolle, weil Don Perfecto bei

dieser Gelegenheit ein großes Gastmahl veranstaltete. Dies Gastmahl verdient nicht bloß eine „ehrenvolle Erwähnung", sondern eine ausführliche Beschreibung.

Eingeladen waren sämmtliche „Notabilitäten" von Villamar. Auch Villamar hat seine Notabilitäten, denn überall giebt es kleine Gernegroße. Ueberhaupt haben sich die Notabilitäten unendlich vermehrt, und geschieht dies noch täglich. Schade, daß man sie nicht verspeisen kann; sie könnten bei der Kartoffelkrankheit als Ersatzmittel dienen.

Die Tafel bot nur einen kleinen Raum dar, die aufzutragenden Schüsseln waren dagegen unförmlich groß; es konnte daher nur ein Gericht nach dem andern aufgetischt werden, wie ja auch bei den Prüfungen die Studenten einer nach dem andern daran kommen.

Für die Notabilitäten ersten Ranges einschließlich des Hausherrn gab es sechs silberne Bestecke, die Uebrigen mußten sich mit zinnernen behelfen. Das galizische Tischtuch war weiß wie Schnee, mit schrecklichen rothen Streifen, die auf das Auge denselben Eindruck machten, wie das Ohr im Schweigen der Wüste von Schauder ergriffen wird, wenn es den rauhen Schrei des Schakals vernimmt. Das weibliche Geschlecht war vom Bankett ausgeschlossen. Man muß hierin keinen Ueberrest arabischer Eifersucht finden, nein, in jenen Tagen

war das schöne Geschlecht in Villamar, wie an andern viel bekannteren Orten, in der Küche beschäftigt.

Hier sah man die Sennora Tiburcia, so roth wie eine Rothbarbe, mit der Schürze und mit aufgestreiften Aermeln Alles anordnen. Ein Dutzend Nachbarinnen, Gevatterinnen und Freundinnen gingen ihr zur Hand und verzehrten die Ueberreste vom Herrentisch.

Sie war in der allerschlechtesten Laune, das Gastmahl brachte sie in Verzweiflung und hatte sie dergestalt gegen den Doktorhut erbittert, daß ihr derselbe nicht anders vorkam, als die spitze Mütze, mit welcher Verbrecher zur Strafe bedeckt werden. Während sie das Feuer im Bratofen anblies, sagte sie: „Wozu nützt meunem Sohn düser Hut? Würde ühm nücht dör landössüblüche bösser stöhn? Und dabeu kostet ör mür zweutausend harter Duro's!"

Zuerst kam ein ungeheurer neuer Napf mit einer Brotsuppe, die so dick wie ein Pudding und so kräftig wie Gallert war, mit Poley und Liebesäpfeln bedeckt. In einer Schüssel, so groß wie ein Marktplatz, folgte die Olla podrida*), in welcher die Hennen und die Feldhühner durch das Zerkochen theils flügel-, theils ständerlos geworden waren, und theils ihr Brustfleisch verloren

*) Das echt spanische, aus allerlei Fleisch bestehende Gericht.

hatten; in ihr umarmten sich die Kürbisse mit den Würsten, das Fleisch wurde gerührt über solchen Anblick und der Speck zerschmolz sogar darüber; die beleibten Kichererbsen platzten auseinander und die schmiegsamen Bohnen verbreiteten sich nach allen Seiten.

Auf diesen Ballast folgte eine Schüssel von Triana, die die ehrenvolle Bestimmung hatte, als Präsentirteller zu dienen. Auf derselben stand ein Kübel mit Zwiebelsauce, in welcher sich die schlecht tranchirten Stücke von sechs Kaninchen lieblich wie Türken badeten. Nun erschien ein Fricassée von acht Hühnern. Der Alcalde wollte nämlich dem Garcia von Castannar nicht nachstehen, deshalb hatte er diese Zahl auf das Strengste seiner untröstlichen Ehehälfte vorgeschrieben, „denn," sagte er mit Entschiedenheit, „für acht Gäste acht Hühner."

Tiburcia ließ nie die Sparsamkeit außer Acht; sie untersuchte den Hühnerhof, und wie ein Sergeant die Rekruten, so hatte sie diejenigen, welche ihr wegen ihrer Kleinheit oder wegen ihres Alters als untauglich erschienen, ausrangirt. Als sie dann den Schlachtopfern wüthend den Hals umdrehte, rief sie bei jeder Exekution: „Börwünschter Hut! Hole ühn dör Teufel!" Diese Vermischung aller Jahrgänge vom kleinsten bis zum hinfälligsten in einem und demselben Tiegel hatte zur natürlichen Folge, daß das Bein eines ehrwürdigen Hahns sich zwischen den Zähnen so hart wie ein Kieselstein be-

nahm, während das Bein eines jugendlichen Hühnchens wie Schlagsahne zerfloß.

Um Alles so viel wie möglich in's Gleiche zu bringen, hatte Tiburcia die Hühnergesellschaft mit einer gelben Uniform versehen, wozu sie sich einer lebhaften Safranfarbe bediente.

Diese Art von Zubereitung, welche der berühmte Careme, der Haupthahn für die europäische Küche, ebenso wie Brillat Savarin, in seiner Physiologie des Geschmacks unerwähnt gelassen hat, ist für Köchinnen von der Art der Tiburcia der Mantel des Gerechten. Gern geneigt, uns von Allem gründlich zu unterrichten, haben wir diese Färberinnen nach der Ursache der übermäßigen Verwendung des so abscheulichen Gewürzes gefragt, und man hat uns wörtlich erwiedert: „daß es die Saucen hübsch macht". Wenn die Wissenschaft unserer Köchinnen sich nicht stets unerschütterlich auf demselben Standpunkt erhielte, wenn sie nicht wie die unveränderlichen Pyramiden Egyptens die Jahrhunderte an sich vorübergehen sähen, so könnten wir wohl fürchten, daß eines Tages der Indigo oder die Cochenille die Stelle dieses Gelb einnehmen möchte, das dem Herzen unserer Küchendragoner so theuer ist. Allein sorget nicht: dazu wird es nicht kommen. Der Blume der Felder von Murcia lächelt eine lange Zukunft. Mein edler Herr Fortschritt, empfange zunächst unsern höflichsten Gruß und dann gieb

unsern Köchinnen, wir bitten dich darum, einen tüchtigen Stoß.

Kehren wir zum Banket zurück! Wir erblicken jetzt sechs Feldhühner in einer Pfefferbrühe auseinandergefallen, hierauf drei Pfund gebackenen Stockfisch, ein geschmortes Zicklein und zuletzt einen Pfau, der an demselben Morgen geschlachtet wurde, so daß ein sechsstündiger Aufenthalt im Kochofen ihn nicht zu erweichen vermochte. Nie sah man eine ähnliche Karikatur eines gebratenen Pfaues. Er war so schwarz wie Halbhähnchen in dem Mährchen der Tante Maria. Seine Flügel waren nicht an dem Rücken befestigt worden, sondern klafften auseinander, als wollten sie den Bolero tanzen; seine Füße waren nicht zusammengebunden, sondern wiesen der eine nach Westen, der andere nach Osten, und der Hals, den man nicht abgeschnitten hatte, ragte lang, mager und schwarz über den Rand der Schüssel hervor, als wollte er auf dem Boden seinen verloren gegangenen Kopf suchen.

Den glänzenden Theil des Bankets bildete der Nachtisch. Einer ausgezeichneten Schüssel mit Milchreis folgten vier andere mit Gebäck: kleine Schmalzkuchen, deren Teig mit herbem Wein eingerührt worden war; Rosenkuchen, deren leichter Teig fast nur aus Eiern besteht; Waffeln, mit bunten Zuckerkörnern bestreut, als wenn ein bunter Regen auf sie gefallen wäre, und kern=

hafte arme Ritter. Zwei Glasschalen mit Eier- und mit Liebesäpfelcrême, von den geschickten Händen der Mädchenlehrerin Rosa Mystica bereitet, zeigten stolz durch das Glas die gelbe und rothe Farbe der spanischen Fahne. Der Preis gebührte trotzdem einer Schüssel mit Zuckerwerk, welche für diese Gelegenheit die Nonnen der heil. Anna angefertigt hatten. Die guten Mütter hatten nämlich ganz passend aus Marzipan einen Doktorhut gemacht, dessen Ränder mit Streifen von Goldbrötchen umsäumt waren; eine große Troddel von geschlagenen Eiern befand sich in angemessenster Weise an jeder der vier Seiten. Diese süße Anspielung auf die Ursache des Festes entzückte Don Perfecto dergestalt, daß er den Nonnen ohne Wissen seiner Frau außer dem Preise für das Backwerk noch eine erhebliche Quantität Erbsen schickte.

Als Tiburcia diese Schüssel mit dem Doktorhut ankommen sah, erinnerte sie sich der Ursache aller ihrer häuslichen Leiden, der Abnahme ihres Vermögens, des geringen Fortschrittes ihres Sohnes, der Beeinträchtigung, die durch ihn seine jüngeren Geschwister erlitten, und endlich der Razzia, die sie zum Besten des Doktorschmauses im Hühnerhofe und in ihrem Geldbeutel hatte anstellen müssen, und rief daher voller Wuth:

„Eun andrer Hut! als wönn nücht an döm gönug wäre, dör von Söuülla kam und zweutausend Duro's

kostöte. Muß üch ühn ün jödem Büssen fünden? Düsen Bülfräßen darünnen würd er dön Magen vördörben, wü jöner dön meunügen."

Achtes Kapitel.

Oktober 1845.

Allerdings war Tiburcio in Villamar ein unglückliches Wesen. Herausgerissen aus dem Kreise, in welchem er so glücklich gewesen war, fühlte er sich über seine Umgebung und Stellung erhaben, ohne die Mittel, die Verdienste, die Verbindungen oder den dazu geeigneten Charakter zu besitzen, um eine andere Stellung erlangen zu können.

Zum Unglück ließen ihn die Eigenliebe, jenes Ungethüm, welches der fortwährende Umgang mit niedriger Gestellten erzeugt, und der Aufschwung, den eben dadurch die Ueberlegenheit erhält, ohne zu ruhen oder sich zu mäßigen, sie ließen ihn glauben, daß er unverdienterweise ein „Opfer des Schicksals" wäre. Sah er ja, wie so viele Andere, die nicht so ausgezeichnet waren wie er, eine Carrière machten, während sein böses Geschick ihn gleich einem neuen Prometheus an Villamar schmiedete, diesen seinen Kaukasus, wobei seine Mutter die Rolle des Geiers übernahm und ihm auf jedem Schritt und Tritt

mit ihren Bemerkungen zwar nicht die Eingeweide zerriß, aber ihm doch alle Aussichten und Hoffnungen zerstörte.

Tiburcio wollte Alles sein und war für nichts geeignet. Er besaß keine Fähigkeiten; die Natur hatte sie ihm versagt, wie Dir, Leser, und uns — nicht die Fähigkeiten — aber ein Auge mitten auf der Stirn. Er lernte nur das unbedingt Nothwendige, nicht um ein Salomon, Lykurg oder Alfonso der Weise zu werden, aber wohl ein Doktor, und um sich den Doktorhut aufsetzen zu können, der seinem Vater zweitausend Duro's kostete und den ihm seine Mutter für zwei Cuarto's gegeben hätte. Trotzdem wollte der bescheidene Jüngling Niemanden über sich wissen, und wenn Jünglinge erst zu dieser Ansicht gelangen, so haben sie einen moralischen Schlaganfall erlitten, d. h. sie sind ihrem eigenen Blute erstickt.

Zu welchen Abscheulichkeiten die Eigenliebe gewisse Menschen verleiten kann, ist nicht zu glauben, selbst wenn es uns handgreiflich vor Augen treten sollte. So gab sich Tiburcio für einen einsichtigen Musikkenner aus und er besaß doch kein Gehör; auch hatte er nur die Straßen- und die Tanzmusik zu Sevilla gehört; Opern beehrte er mit seiner Abwesenheit. Er spielte den Politiker und er wußte doch ebensoviel von der alten wie von der neuern Geschichte, nämlich fast nichts. Er bildete sich ein, ein Sprachkenner zu sein, ohne andere Studien ge-

macht zu haben, als wie er auf die lächerlichste Weise von der Welt die z, ll, y und s zusammenzuquetschen vermöchte. Auch Dichter wollte er sein, ohne irgend etwas von den Gaben zu besitzen, die dem echten Dichter nothwendig sind: ein warmes Herz, eine blühende Einbildungskraft und das Studium der großen Kunst, das, wozu beide ihn begeistern, in dichterischer Sprache auszudrücken. Er glaubte ein Dichter zu sein mit vier sinn- und seelenlosen gereimten Phrasen, mit einigen anderweitig entlehnten, schwülstigen Gemeinplätzen; er glaubte ein Dichter zu sein mit seinem kalten Herzen, mit seiner dürren Einbildungskraft!!!

Nie hatte er das herrliche, verlassene Kloster besucht, welches in der Nachbarschaft des Dorfes lag; nie hatte er die mumienhafte Majestät dieses Klosters, dieser Sonne ohne Strahlen und ohne Wärme, dieser verwelkten, duftlosen Lilie empfunden ... und er hielt sich für einen Dichter! Nie hatte er die Ruinen des benachbarten Forts bestiegen, welches der Epheu bedeckte, als wollte er es trösten; nie hatte er über den umgestürzten Thurm nachgedacht, der wie Alles, was erhaben war und nun auf der Erde liegt, lebhaft das Mitgefühl der Trauer erregt; er hatte nicht geweint über den Thurm, der, einem muthigen Krieger gleich, allein und ohne jede Hülfe Widerstand geleistet, bis er dem unaufhörlichen Angriff eines viel stärkeren Feindes, der Zeit, er-

lag, und, wie sich die Gladiatoren des Alterthums in ihren Mantel hüllten, um ihren Todeskampf zu verbergen, sein Haupt unter Feigengebüsch verbarg ... und er hielt sich für einen Dichter! Niemals hatte er sich auf die Felsen der Küste gesetzt, um ihre wundersamen Gestalten, ihre geheimnißvollen Höhlen zu betrachten, in welche sich neugierig und tändelnd die kleinen Wellen stürzen, um sofort wieder aus der Finsterniß an das sie vergoldende Tageslicht zu kommen. Niemals lauschte er dem sanften Gemurmel der Wogen im Sommer, mit welchem sie zum Bade einladen, oder dem Gebrause der furchtbaren Wogen im Winter, die da von Schiffbrüchen und Schrecknissen erzählen. Niemals betrachtete er den Untergang der Sonne in's Meer, dieses herrliche Schauspiel, ein Bild des Todes; er sah es nie mit an, wie das Gestirn, strahlend selbst im Tode wie ein Held, am heitern Himmel verschwindet, oder sich in liebliche Wolken bettet, gleich einem Vater, der in den Armen seiner Kinder verscheidet; und mehr als dies Alles: er hatte nie sein Herz voll Liebe und Bewunderung zu dem Schöpfer dieser Wunder erhoben, unter denen das größte das nach seinem Bilde geschaffene Herz ist, das Herz, das überglücklich ist, ihn zu erkennen, zu empfinden und anzubeten. Er hielt die Tante Maria, dieses Muster christlicher Liebe, die im Kloster wohnte, für eine alte Quacksalberin, den Bruder Gabriel, diese fleckenlose Seele,

der sein Kloster nicht verlassen konnte, für einen stupiden Laienbruder, Don Modesto, den ehrenwerthen Kommandanten des Forts, für einen lächerlichen Menschen.

Tiburcio besaß trotz seiner Liebesgedichte, in welchen Venus und Cupido eine große Rolle spielten, eine Phantasie, dürr wie das Spartgras, und ein Herz, das bei wahrhaft weiblicher Schönheit kalt und unempfindlich blieb.

Er hatte sich nicht bloß von dem lieblichen Geschöpf entfremdet, welches in reiner Brust Unschuld und Beständigkeit bewahrte, diese beiden Schätze, die dem zartfühlenden Manne seine dereinstige Lebensgefährtin unschätzbar machen, sondern er betrachtete sie mit der Verachtung und mit dem Widerwillen, mit welchem der jämmerliche Stutzer auf Alles in Villamar herabsah.

Nun hörte er seine Mutter eines Tages davon reden, daß es Zeit wäre, an die Hochzeit mit der Tochter des Oheims Juan Lopez zu denken. Tiburcio, der künftige Minister, war dagegen entschlossen, sich nicht mit dieser Bauerntrine, wie er sie in seinen Selbstgesprächen nannte, zu vermählen; er beabsichtigte demnach, sich aus diesem mißlichen Handel herauszuwickeln, und er that dies mit aller ihm eigenthümlichen Feinheit.

Zuvor müssen wir jedoch den Vorgang schildern, der zu einem so trotzigen Entschluß Anlaß gab.

Eines Tages kehrte die Sennora Tiburcia ganz er-

schöpft nach Hause zurück; sie trug in ihren Armen, wie ein neugeborenes Kind, einen Korb mit Liebesäpfeln, dessen Henkel ihr mitten auf der Straße in der Hand geblieben war, während der Korb herabfiel und seinen Inhalt nach allen Seiten verschüttete, gleich den Raketen am Ende eines Feuerwerks. Sie sah so aufgeblasen und so roth aus, als wäre sie die Kaiserin der Liebesäpfel.

„Seut dör Bruder Jabriöl todt üst," rief sie beim Eintritt in's Haus, „gübt ös keunen ordöntlüch gömachten Korb möhr ün Vüllamar. Dü Spützbuben! Düse Körbe sünd heute Brot und morgen Hunger. Perseutu, ös wöre bösser, daß Du vörordnötest, man sollte bössöre Körbe machen, als daß Du Gastmöler gübst. Abör was machst Du hür, Tiburcinno? nüchts und ümmer nüchts. Dör Mönsch muß arbeuten und das Weub gebören. Du büst ümmer müseldröthig und alleun wü dü Marusche zu Ferrul. Des üst Zeut, Perseutu, düsen kleunen Körl zu vörheurathen; das würd ühn wü alle Burschen munter machen. Uech habe müt dör Gövatterin Belen göspröchen, und sü dönkt wü üch, daß man Hochzeut macht!"

„Ich Hochzeit machen? Denken Sie nicht daran, Mutter," sagte Tiburcio mit verächtlicher Miene.

„Was? Wör unterstöht süch zu sagen, daß Du dü Quöla Lopöz nücht heurathest, das reuchste und schönste

Mödchen üm Dorfe? Büst Du vom Teufel bösössen?" rief ganz erstaunt die Alcaldin.

„Der Mensch ist frei!" versetzte mit tiefer, ernster Stimme Civico der jüngere.

„Was üst das? was sagst Du da, kleuner Körl?" rief von Neuem die Mutter, „daß dör Mönsch freu üst, wönn ör seun Wort gögöben hat und vürundzwanzüg Jahre alt üst? wönn ör unter vöterlücher Göwalt stöht, süch seun Brot nücht verdünt und nüchts weuter hat, als was ühm seune Oeltern göben? Ach, Perfeutu, Perfeutu, wönn das das üst, was Du Freuheut nönnst, so schöre Düch zum Teufel müt ühr!"

„Aber, Tiburcia," sagte der Alcalde, der vermitteln wollte, denn er sah einen furchtbaren Sturm heranziehen, „Tiburcia, kein Vater kann einen Sohn zwingen, sich wider seinen Willen zu verheirathen. Und wenn Tiburcio Quela nicht haben will, wenn er nicht verliebt ist ..."

„Ach, Unsünn!" entgegnete mit ihrer kräftigen Stimme die Alcaldin, „Du büst auch nücht vörlübt ün müch göwösen und wür haben uns göheurathet und wür haben gut und nach Gottes Göbot gölöbt, Dank dem Hörrn und döm heul. Antoniu."

„Das kommt daher, weil der Bursche höher hinaus will als ich," warf Don Perfecto ein.

„Paperlapap! Was soll das heußen: ör wüll höher

hünaus als üch?" fragte Tiburcia und stemmte die Arme in die Seiten.

Nun fing Don Perfecto an, sich schon für eigene Rechnung zu fürchten. Er sprach:

„Das will sagen, wenn er eine andere Laufbahn einschlagen wollte .... wenn er von hier fort ginge ... so paßt ..."

„Eune andöre Laufbahn?" fragte die Alcaldin. „Wüll ör ötwa Geustlücher wörden?"

„Er will sich," entgegnete der Gatte, „der hohen Politik widmen."

„Und was bökömmt ör ün düsem Posten?" fragte die Alcaldin.

„Je nachdem," versetzte der Gatte, „es kann viel sein, es kann aber auch ..."

„Nüchts seun," unterbrach ihn die Alcaldin, „dann üst ös, so lange üch löbe, nüchts damüt. Wönig wüll üch, aber sücher, wü Du Deun Brot als Thürarzt vördünst."

„Als Veterinär!" rief der Alcalde verzweiflungsvoll.

„Schöre Düch zum Teufel! Uech glaube gar, daß Du am Oende noch dü Thüre mit gölben Handschuhen böschlagen würst, wü sü düser kleune Körl trögt. Und jödes Paar kostet eunen halben Duro! Das wüll Gott nücht! Und wozu dünen sü Dür üm Sommer, wönn ös nücht kalt üst? Eun göwüssenloser Vörschwönder, müt

möhr Eunbüldungen wü eun Markūs und müt möhr Wünd wü eun Sturm! Dü vörwünschten Handschuhe und dör Hut haben meun Haus zu Grunde görüchtet und dü Cuartu's meunes Oheums Bartulume gökostet. Und was kommt dabeu höraus? Meun Sohn vörstöht nücht zu arbeuten, um zu vördünen, was Brot, Gösundheut und Zufrüdenheut gübt. Der üst eun Tagedüb und döshalb ümmer müselbröthig."

„Ich werde arbeiten," sagte Tiburcio, „wenn ich mich in einer Sphäre und in einem Kreise der Aktivität befinden werde, der meinem Wissen adäquat und meinen Absichten analog ist."

„Was meunt ör, Perfeutu?" fragte die Alcaldin, „üch habe düse Ausdrücke nücht vörstanden."

„Er meint, Frau," versetzte ungeduldig der Alcalde, „daß seine Studien ihn zwar zur Arbeit, aber nicht zur Handarbeit tauglich gemacht haben."

„Des wöre bösser für ühn, wönn ör Nümandem ün's Gesücht, sondern nur auf dü Pfoten dör Böstüen zu söhen brauchte und wü seun Vater als Thür . . ."

„Als Veterinär," unterbrach sie der Alcalde. „Ich verstehe, was Du meinst, allein es geht nicht an; er muß von dem, was er weiß und gelernt hat, Nutzen ziehen."

„Nun dann bleubt nüchts andörs übrüg," meinte die Frau, „als daß Du düch nach Sövülla bögübst und

darum büttest, daß man ühm dü Stölle dös hüsügen Schullöhrers gübt, dönn dör üst krank und kann nücht möhr fort.“

Wie Tiburcio diese Worte hörte, konnte er seinen Zorn gegen die unwürdige Urheberin seiner Tage nicht mehr bändigen; er stürzte zum Zimmer hinaus.

„Aufschneudöreu!“ rief seine Mutter. „Aufschneudöreu, nüchts als Aufschneudöreu! Dör Hut, dü Handschuhe und dü Aufschneudöreu! . . Hole Euch dör Teufel!“

Neuntes Kapitel.

Oktober 1845.

Obwohl Oheim Juan Lopez ein verhältnißmäßig reicher Mann war, so arbeitete er doch nebst seiner Frau und seinen Kindern mit seinen Dienstboten um die Wette. In einem gewaltigen, mit einem Weingelände bedeckten Hofe saß eine Anzahl Mädchen vor niedrigen Auslesetischchen, so benannt, weil an ihnen Weizen, der zur Mühle geschafft werden soll, ausgelesen wird. Schon begann sich das Weinlaub gelblich zu färben, als wäre es erblaßt aus Herzeleid oder aus Furcht ob des Lebewohls der Schwalben oder im Vorgefühl des Winters.

Quela, die Tochter des Hauses, war soeben von ihrer

Mutter abgerufen worden, und es war daher der Platz leer, den das Mädchen ihrer Freundin Paula gegenüber eingenommen hatte.

„Höre, Paula," sagte eines der Mädchen, „ist es wahr, daß der Arzt Bräutigam der Quela ist?"

„Wie viele soll sie denn noch haben, wenn sie schon einen hat?" versetzte die Gefragte. „Man trägt zwar die Strümpfe paarweise, aber mit den Bräutigams ist es doch wohl ein anderes Ding."

„Wie? hat sie schon einen Bräutigam? wer ist es denn?"

„Der Wäschpfahl, der Sohn des Oheims Urdax."

Dem Alcalden war dieser Name geblieben, seit er ihn dem Kreuzwege hatte geben wollen, und der Sohn hieß überall der Wäschpfahl.

„Wie? ist es nicht mit dem vorbei? Man sieht ihn ja nicht mit ihr am Gitter reden."

„Nun, solche gnädige Herren mögen nicht im Freien stehen. Ihr Vater, der Oheim Lopez, und seine Mutter, die Tante Urdaxa, wollen Beide mit einander verheirathen, denn Geld muß ja zum Gelde kommen."

„Und Quela," sagte eine Andere, „wird diesen Wäschpfahl nehmen? Das würde eine schöne Geschichte werden! Er ist ja häßlicher wie eine Gewitternacht und sieht so sauer aus, als wenn er Essig schwitzte! Rede doch nicht so was! Wer wird denn solchen Unsinn glauben?"

„Man spricht, daß er wird Deputirter werden."

„Was ist denn das: ein Deputirter?"

„Ein Regierungsherr."

„Und wird er sich gut dabei stehen?"

„Das glaube ich nicht; aber sie wird Regierungsfrau."

„Was braucht die Quela Regierungsfrau zu werden? Ich wette meine Nase, daß sie den ebensowenig heirathet, wie ich den Kommandanten, der doch auch ein Regierungsherr ist und ein „Melitär", der Uniform tragen darf. Gehe doch! Quela, die hübscher ist wie die Sonne, die wird ein solches verwimmertes Milbengesicht, einen Menschen, der wie der Geist eines Bindfadens aussieht, und der uns Dorfmädchen wohl deshalb keines Blickes würdigt, weil wir keine Prinzessinnen sind, heirathen wollen!"

„Und dieser gnädige Herr, der in einer Schmiede zur Welt gekommen ist, wo hat denn der seine pergamentenen Adelsbriefe?"

„Ramon Perez sagt, im Felle seiner Eselin."

„Und das Wappen?"

„Auf den Nägeln, wie die Katzen."

„Man mag spotten, wie man will," sagte Paula; „ich weiß es und ich versichere Euch, daß Quela diese Vogelscheuche für keinen Strohsack hält."

„Nun ja, wenn sie taub und blind ist!"

„Was wollt Ihr denn? Ein Jeder hat seinen Geschmack, gut oder schlecht, je nachdem er ihm von Gott verliehen worden ist."

„Potz Wetter!" rief ein munteres, schwarzbraunes Mädchen, „wenn dieser Geschmack einen Hals hätte, drehte ich ihm den um! Wenn man Quela mit diesem Tagedieb, der nur lesen und schreiben kann, verheirathet, so ist das gerade so, als wenn ich den armen, preßhaften, ausgequetschten Schulmeister heirathen müßte."

„Still!" sagte Paula; „Quela kommt. Wenn Ihr nicht ruhig seid und wenn ihre Mutter, die Tante Belen, solche Reden hört, so wird sie uns mit dem schönsten Spektakel aus dem Hause jagen; denn die ist stolzer auf diese Heirath wie eine Artischoke und glaubt, wenn sie erst zu Stande gekommen ist, dem König sogar eine Nase drehen zu können."

Als die übrigen Mädchen fortgegangen und die beiden Freundinnen allein zurückgeblieben waren, sagte Paula zur Quela:

„Bist Du nicht ganz benebelt von diesem Tiburcio, mit seinem häßlichen Gesicht, der aussieht wie eine Seele im Fegefeuer?"

„Ich bin nicht von ihm benebelt, Paula," versetzte Quela, „sondern ich liebe ihn."

„Wohl bekomm's! Du liebst ihn, und weshalb liebst

Du einen Menschen, mit dem selbst der Teufel nichts anzufangen weiß?"

„Weißt Du, Paula, woher die Liebe kommt? Die Eltern haben uns von Jugend auf gesagt, daß wir uns heirathen werden, und so will ich ihn denn!"

„Kannst Du denn aber nicht Deinen Willen ändern?"

„Das werde ich nicht thun. Und weshalb sollte ich es thun?"

„Siehst Du denn nicht, daß er Dich nicht liebt und daß Du Perlen vor die Säue wirfst?"

Da rannen Thränen, die von den braunen Augen nicht mehr zurückgehalten werden konnten, über die Wangen des lieblichen Mädchens, und sie sagte:

„Sprich mir nicht davon, daß er mich nicht liebt! Weshalb sollte er mich nicht lieben?"

„Ich wiederhole Deine eigenen Worte: weiß man, woher die Liebe kommt?"

„Wenn es sich so verhielte, Paula, müßte ich ja vor Herzeleid und Scham sterben."

„Bei meiner Treue, dann wärst Du eine Närrin. Davor würde ich wie Du mich bedanken. Ich sage Dir, seit dieser aufgeblasene Wicht studirt hat, ist er erst ein rechter Großschnarcher geworden. Er sieht uns Alle über die Achseln an und hat sein Auge auf irgend ein gnädiges Fräulein geworfen. Dieser Gevatter Prahlhans

wäre besser daran, wenn er schmiedete wie sein Vater, als daß er eine Fledermaus bleibt, die weder ein Vogel noch eine Maus ist."

Bei diesen Worten trat die Mutter der Quela heran, legte ihre Hand auf die Schulter ihrer Tochter und sagte seelensvergnügt:

„Wer weiß, ob der Weizen, den Ihr hier ausleset, nicht für die Hochzeitskuchen der Quela bestimmt ist?"

Diese wurde augenblicklich über und über roth, und warf ihrer Freundin einen Blick zu, froh und strahlend wie eine erfüllte Hoffnung.

„So rasch?" fragte Paula.

Die Tante Belen streichelte die Haare ihrer Tochter, welche ihr rosiges Gesicht zur Mutter erhob, und sagte: „Freilich; eben habe ich mit meiner Gevatterin Tiburcia darüber gesprochen."

„Und eben hat mir Paula gesagt, daß ich ihn nicht nehmen sollte," rief Quela in ihrer Freude.

„Das wäre mir ein schöner Rathschlag!" versetzte die Mutter. „Ein beschlossenes Ehebündniß rückgängig machen! Wie? ist denn ein gegebenes Wort ein bloßes Spielzeug? Willst Du, daß wir in's Gerede der Leute kommen sollen? daß man uns für schamlos hält? Meine Tochter käme ja dadurch in schlechten Ruf! Weg mit solchem Rathschlag! Wahrhaftig, Paula, wenn Du meiner Tochter solchen Rath giebst, so werde ich Deine

Mutter bitten, daß sie Dich statt hierher zur Sennora Rosita schickt, damit diese Dir einprägt, daß ehrbare und sittsame, verständige und gehorsame Mädchen ein gegebenes Wort nicht zurücknehmen und ihre Bräutigams nicht, als wenn es Saucen wären, probiren."

Paula schwieg, warf jedoch einen vorwurfsvollen Blick auf Quela, hüllte sich in ihr Tuch und ging von dannen.

Die Tante Belen begab sich fort und Quela trat in den Hühnerhof, um Futter zu streuen. Zwischen das Ohr und die breite Seitenflechte hatte sie eine Rose und einen Nardenzweig gesteckt; die Blumen und die Gnade Gottes sind ja für Arm und Reich. Sie sah herrlich aus mit dem von unschuldiger Freude eines liebenden Herzens belebten Antlitz und mit der aufgesteckten Schürze. Freilich glich sie keiner modischen Zierpuppe, diesem Ideal der von uns erwähnten Pseudo's, wohl aber konnte man hier wahrnehmen, daß ein Weib dann schön ist, wenn vollendete Formen, Jugend, Frohsinn und die Unschuld, welche auf dem Antlitz eine schöne Seele wie im Spiegel erscheinen läßt, sich mit einander vereinen.

Plötzlich öffnete sich die Thür und Tiburcio trat herein. Bei seinem Anblick blieb Quela, der ja noch die Worte der Mutter im Ohr tönten, wie verwundert stehen; wie sie aber sah, daß sie sich an einem abgelegenen Ort allein mit ihm befand, erglänzte in ihren Augen ein so

bezaubernder Blick der Freude und der Schüchternheit, wie man sich nur den Blick eines Engels im Himmel und einer Grazie im Olymp vereint denken kann.

„Duela," sagte ohne Weiteres Tiburcio, „es scheint, daß unsere Eltern sobald wie möglich unsere Hochzeit stattfinden lassen wollen."

Duela antwortete nicht, aber sie senkte ihre Augen, die ihn willkommen geheißen hatten, vor seinem kalten, abstoßenden Blick zu Boden, während ihr Antlitz ob des rauhen Tones, mit dem ihr Bräutigam sie angeredet hatte, sich mit einer lebhaften Röthe überzog.

„Sind Sie damit zufrieden?" fuhr Tiburcio fort.

„Du redest mich mit Sie an?" fragte ihn Duela, seine Jugendgespielin, mit sanftem Vorwurf.

„Ich verabscheue das Duzen," versetzte der Bräutigam. „Das Du nimmt dem Verkehr alle Würde, und ist dessen Gebrauch eine bäuerische Sitte; wir sind nicht verwandt mit einander, um uns einer solchen schrankenlosen Freiheit bedienen zu können. Also antworten Sie mir mit Vertrauen, denn das Sie mindert weder dieses noch die Achtung."

„Die Achtung!" murmelte Duela zwischen den Zähnen.

„Die Liebe, wenn Sie wollen!" versetzte Tiburcio ungeduldig. „Aber antworten Sie mir: sind Sie damit zufrieden?"

Das Mädchen erhob langsam ihre großen Augen, wie die Sonne am Horizont emporsteigt, und gab mit einem ebenso bescheidenen wie liebevollen Blick eine beredte Antwort.

„Sie antworten nicht?" sagte der Dorfstutzer, indem er rauh alle die Liebe und Zärtlichkeit, die ihm in jenem Blick zuwinkten, von sich abwies.

„Allerdings bin ich damit zufrieden," versetzte Quela; „weshalb sollte ich denn jetzt anderer Meinung sein wie früher?"

„Weil," entgegnete Tiburcio mit aller Grausamkeit, die der Hochmuth einflößt, „weil Sie sich ebenso geändert haben könnten wie ich."

Als Quela diese herben Worte vernahm, erblaßte sie, aber sie antwortete nicht.

Tiburcio fuhr fort: „Da Sie einen Menschen nicht lieben können, zu dem Sie unmöglich sich sympathisch hingezogen fühlen, da wir keine Berührungspunkte mit einander haben und ganz incompatible für einander sind, so wird es das Beste sein, daß Sie, da es noch Zeit ist, offen erklären, Sie wollten ein solches Ehebündniß nicht."

„Ich?" rief erschrocken die arme Quela, die die letzten Worte verstanden hatte und die Bedeutung der übrigen, ihr unverständlichen Redensarten des aufgeklärten Grobians zu ahnen begann. „Ich soll ein gegebenes

Wort zurücknehmen; das kann nicht sein, Tiburcio! ich würde meinen guten Ruf verlieren und mein Vater würde mich umbringen."

„Gut," sagte er, „so werde ich selbst es erklären."

„Du?" rief Duela, während sich ihre Augen mit Thränen füllten; „heiligste Jungfrau! weshalb denn?"

„Weil wir beide, wie ich bereits gesagt habe, incompatible sind und nicht glücklich werden können."

„Was verlangst Du denn, um glücklich zu werden?" fragte Duela mit fast erstickter Stimme.

„Ich muß meine Lebensgefährtin lieben können."

„Du wirst mich wieder lieben, Tiburcio," sagte Duela und lächelte durch die Thränen, wie ein Licht unter einer Glasglocke sanfter brennt. „Du wirst mich lieben, wenn ich Deine Frau bin und der Priester den Segen der Kirche über uns ausgesprochen hat. Unter ihrem heiligen Einfluß werden wir glücklich sein."

„Nein," entgegnete Tiburcio, auf dessen dürres, von Eitelkeit erfülltes Herz solche Liebe, solche Offenherzigkeit und solche Sanftmuth keinen Eindruck machten, „nein, ich kann es nie mit einem Weibe sein, die nicht auf gleich hoher Stufe wie ich steht."

Da trockneten die Thränen in den Augen der Duela. Es war, als hätte sie sich in einem Augenblick des Selbstvergessens von der Liebe ein Diadem entreißen lassen, und als wenn sie es nun wieder aufsetzte; Duela

erhob ihre Stirn, geschmückt mit der weiblichen Würde, die der Spanierin angeboren ist, und sagte:

„Gut! Du sollst nichts reden und nichts thun; ich werde Alles allein auf mich nehmen, nicht etwa deshalb, weil ich es verhindern will, daß man spräche, Du hättest mich sitzen lassen, denn den trifft die Schmach, der sich versündigt, nicht den, an dem man sich versündigt; aber mein Vater und mein Bruder würden es nicht so ruhig hinnehmen, und ich will jedem Streit vorbeugen."

„Ich fürchte Niemanden!" sagte Tiburcio hochmüthig.

„Aber ich," versetzte Quela mit bleichen, zitternden Lippen. „Lebe wohl, Tiburcio! Gott wolle es nicht verhängen, daß Du für einen so schimpflichen Rücktritt büßen mußt, dessen sich der Niedrigste unter unsern von Dir so verachteten Bauern nicht schuldig machen würde."

Tiburcio dachte nicht daran, sein grausames Betragen zu mildern, sondern äußerte bei seinem Weggange ironisch:

„Wenn Sie glauben, daß der Segen der Kirche ein Liebestrank ist, so kann er Ihnen ja nützlich werden, wenn Sie eine andere Partie machen. Auf mich machen solche fanatische Ansichten keinen Eindruck. O, nein, nein, nein, ich bin kein Baum, der in diesem Boden wurzeln könnte."

„Ich bin die Betrogene; reden wir nicht weiter da-

von!" bei diesen Worten wies ihm Quela mit ernster Miene die Thür.

Kaum war Tiburcio fort, so schloß sich Quela in ihr Zimmer ein. Hier überließ sie sich einem Schmerz, der um so zerstörender wirkte, da sie ihn allein und schweigend ertragen mußte. Sie sah eine Liebe, die ihr von Jugend auf an's Herz gewachsen war, verrathen und mit schwarzem Undank belohnt; hatte sie ja ihr Herz für den Mann, den sie liebte, bewahrt, wie eine duftende Rose, welche Liebe und Unschuld strahlt. Sie sah voraus, daß das Dorf sie verspotten und sie tadeln würde, denn bei den Landleuten, deren Sitten noch unverdorben sind, da sie nicht müßig gehen können und in Armuth leben, hat die Liebe keine Flügel, und wenn sie gleich nicht durch Schönthun besticht, so hat sie dafür einen um so ernsteren Charakter. Am meisten fürchtete sie den heftigen Unwillen ihres Vaters und ihres Bruders; denn beide hatten hinsichtlich der Ehre so strenge Ansichten, beide hielten fest an dem gegebenen Wort. Das ist eine echt alterthümliche Denkweise, die man noch auf dem Lande antrifft, wie sich ja auch im Munde seiner Bewohner echte, aber sonst ungebräuchliche Wörter erhalten haben. Solche Denkweise und solche Wörter finden sich blos in deren Herzen, auf deren Lippen und in den alten, in Pergament gebundenen Chroniken, dem Adel gleich, welcher aus einer Republik entflohen ist.

Die arme Verlassene kniete nieder und flehte zu Gott, daß er ihr einen Weg eröffnen möchte, um aus einer so peinlichen Lage zu kommen, in welcher sie weder schweigen noch reden, weder handeln noch müßig bleiben durfte. Nach Verlauf einer Stunde der Angst und Besorgniß hatte sich Duela über die Maßregeln, die zu nehmen waren, entschieden; da klopfte die Mutter an die Thür. Duela trocknete ihre Thränen und öffnete mit ruhigem Antlitz.

Die Tante Belen trat mit mehreren Stücken Leinwand herein, die sie aufgetrieben hatte; so groß war die Eile, mit der die beiden Mütter die Hochzeit zu beschleunigen gedachten. Sie war so auf das, was sie vorhatte, versessen, daß sie die Abspannung auf dem Gesicht ihrer Tochter nicht bemerkte.

„Nun, weshalb riegelst Du dich denn ein? Hast Du Furcht vor Räubern oder Gespenstern?" Während sie das, was sie trug, auf den Tisch legte, fuhr sie fort: „Hier hast Du zwei Stück Creas zu Betttüchern und hier ein etwas feineres zu Ueberzügen. Du kannst sie immerhin zuschneiden, denn ich habe bereits mit Donna Rosita gesprochen, die die Kanten macht."

„Was hat es denn damit für Eile, Mutter?" sagte Duela.

Die Mutter ließ das Stück, welches sie eben unter-

suchte, fallen, erhob ihr Haupt und betrachtete erstaunt ihre Tochter.

„Ich meine," rief sie, „wenn man hat so viele Jahre auf Tiburcio warten müssen, der mit seinem Studiren nicht fertig werden, und den kein Heiliger von Sevilla wegbringen konnte, der jetzt seine vierundzwanzig Jahre alt ist, während Du einundzwanzig Jahre zählst, wie Du dich da unterstehen kannst zu fragen, was hat es für Eile? Hat man je so was gehört! Ihr wäret ja das erste Paar, das aus solcher Eile einen Vorwurf machte."

„Mutter," versetzte Quela, indem sie sich mit gesenktem Haupt an deren Schulter lehnte, „ich wünschte mich nicht zu verheirathen."

„Gott steh' mir bei!" rief die Tante Belen. „Jetzt erst kommen wir damit heraus? Mädchen, was fällt Dir ein? Wo kommt mit einem Mal der Wind her? Seit wann hast Du deine Meinung geändert?"

„Ich habe es früher nicht gesagt, Mutter, weil ... weil es nicht solche Eile hatte, es zu sagen."

„Aber, Kind," entgegnete die Mutter, „schämen sich denn die Leute nicht mehr, ihr Wort zu brechen? Es handelt sich gewiß nur um eine Kleinigkeit: Du hast dich mit Tiburcio gezankt; nun willst Du mit der größten Gleichgültigkeit von der Welt Schimpf und Schande über Deine Familie bringen? Nein, nein, das geht nicht! Weshalb willst Du nicht heirathen, Du unbesonnene

Person, Du Wetterfahne mit mehr Meinungen wie ein Gerichtsschreiber? Weshalb willst Du dich nicht verheirathen? sage: weshalb?"

Quela erhob ihr reines, friedliches Antlitz, welches die Dornenkrone der Entsagung zierte, und sprach sanft und fest:

„Ich will Nonne werden."

Die Mutter war vor Erstaunen außer sich.

„Mädchen," rief sie endlich, „jetzt gerade, kurz vor der Hochzeit, fällt es Dir unversehens ein, daß es Dein Beruf ist, Nonne zu werden? Das ist ein bloßer Schreckschuß. Mit dem Beruf ist's wie mit den Meereswellen, die da kommen und gehen. Komme mir jetzt nicht mit solchen Geschichten, denn Du weißt, daß Dein Vater dazu nie seine Einwilligung geben wird . . ."

„Mein Vater kann sich dem nicht widersetzen," unterbrach sie Quela.

„O ja; der wird sich nicht lange besinnen! Herr Jesus, Herr Jesus! Was für ein Gewitter steht da bevor! Was wird Dein Vater sagen? . . . was wird meine Gevatterin sagen? was werden die Leute sagen?" wiederholte die Tante Belen und schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

Ein Entschluß, der sich von allem, was Glanz, Reichthum und Fülle heißt, ab-, und dem Heiligen zuwendet, hat etwas überaus Feierliches, zumal in einem

so inbrünstig katholischen Dorfe, wie es Villamar, Gott sei Dank, war. Hier konnte Quela von Seiten ihrer Eltern kein anderes Hinderniß, als einen nur mäßigen Widerspruch und Bitten erwarten. Aber auch diese waren vergeblich. Quela beharrte mit eben solcher Festigkeit wie Sanftmuth bei ihrem Vorhaben, und nur in der Nacht, wenn sich der Himmel mit seinen Sternen bedeckte, bedeckte sich auch ihr Antlitz mit Thränen; am Tage war sie ruhig und heiter, so daß Niemand ahnen konnte, was vorgegangen war.

Entsagung ist der weibliche Heroismus; er trägt aber eine Dornenkrone, überläßt dem Ruhm seine Trompete, legt vor die Lippen ein Schloß und bedeckt seine Apotheose mit einem dichten Schleier.

Einige Tage später begab sich der Oheim Lopez, da er sah, daß Quela von ihrem Entschluß nicht abwendig zu machen war, theils betrübt, theils beschämt zum Alcalden.

„Was haben Sie, Gevatter?" so redete ihn Don Perfecto an. „Weshalb sehen Sie so verdrießlich aus? Ist Ihnen der Grauschimmel krepirt? Ich fürchte fast!"

„Was üst Uehnen, Gövatter? üst Uehnen was Schlümmes bögögnet?" sagte Tiburcia

Unter Seufzern und Vorwürfen gegen das Schwanken der Ansichten der Mädchen, machte Oheim Juan Lopez den künftigen Mitschwiegereltern bekannt, weshalb

er sich bei ihnen eingefunden. Kaum hatte er seine Rede beendet, so begann die Sennora Tiburcia einen ungeheuerlichen Lärmen, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und schrie gen Himmel. Tiburcio hatte mit seinem Hut und mit seinen Handschuhen ihr bescheidenes Vermögen so beträchtlich gekürzt, daß seine Mutter voller Verzweiflung die Hoffnung schwinden sah, ihn so gut untergebracht zu wissen, da er fernerhin nicht mehr nöthig hatte, ihre Unterstützung in Anspruch zu nehmen.

„Abör, Gövatter," rief die trostlose Mutter, „sü kann ja keune Nonne wörden und keun Gölübde thun; das leudet ja dör Fortschrütt nücht. Habe üch nücht röcht?"

„Allerdings, Gevatterin," versetzte der Oheim Lopez, „allein sie will eintreten, auch ohne das Gelübde abzulegen, und das wird sie auch, glaube ich, durchsetzen; ich weiß auch, weshalb. Was kann ich denn einwenden, da das Mädchen schon einundzwanzig Jahre alt ist und weiß, wie sie daran ist und was sie thun und lassen kann? Was soll ich da machen?"

Als der Gevatter fortgegangen war, sagte die Sennora Tiburcia:

„Hür stöckt göwüß etwas dahünter; üch glaube, daß düse ungösalzöne Sardüne, meun Sohn, eunen dummen Streuch gömacht hat. Hab' üch nücht röcht?"

Die Alcaldin wollte sich Ueberzeugung verschaffen. Deshalb und weil sie ihren Sohn unaufhörlich anging,

Quela von ihrem Vorhaben abzubringen, entstanden zwischen Mutter und Sohn die heftigsten Zwistigkeiten. Dieselben brachten endlich den hoch hinauswollenden, unsinnigen Menschen dergestalt zur Verzweiflung, daß er seinen Vater bat, ihn nach Madrid zu schicken, um dort sich um irgend eine Stellung bewerben zu können. Madrid nämlich, wo man mehr wie an irgend einem andern Ort in der Welt gegen die Steuern schreit, ist auch der Ort in der Welt, wo es die größte Zahl von Unterthanen giebt, die von solchen Steuern leben wollen, die sich bitter beklagen, wenn sie kein Geld erhalten, und deshalb unausgesetzt daselbst verharren. Wie würde es denn sein, wenn man sie befriedigte und dies nun in einem fort ginge? Was am meisten Aergerniß erregt, ist das, daß Leute, die wohlhabend sind, ihre Güter, ihre Geschäfte verlassen, um aus dem angegebenen Grunde eine Rolle zu spielen und mit ihren Klauen in den öffentlichen Beutel zu fahren, der mit so manchem Blutstropfen, mit so mancher Thräne angefüllt ist.

Der Alcalde ließ sich leicht von seinem Sohn bereden; geblendet von seinen Hoffnungen, von Stolz und Hochmuth, verkaufte er, um die Reisekosten aufzubringen, wider Wissen und Willen seiner Frau einen Olivengarten, der ihm eigenthümlich gehörte, und als eines Tages die Sennora Tiburcia aufstand, fand sie, daß ihr Sohn, einem Adler gleich, sich zu höheren Regionen auf-

geschwungen hatte, von welchen herab er die einfältigen Bewohner von Villamar nicht mehr erblicken konnte.

Zehntes Kapitel.

Juni 1844.

Die beiden Mädchen, Lagrimas und Reina, bildeten einen durchaus entschiedenen Gegensatz. Reina, schön, kräftig und lebenslustig, war die einzige Tochter der glänzenden Markise von Alocaz. Diese war nur wenige Jahre verheirathet gewesen und Wittwe eines Mannes geworden, den sie leidenschaftlich geliebt hatte. Alles, was ihr Herz an Liebe besaß, wandte sie ihrer Tochter zu, und sie erzog diesen ihren Abgott unter den zärtlichsten Liebkosungen.

Obgleich augenblicklich wegen ihrer Reise nach Madrid von der Tochter getrennt, sorgte die Mutter doch unausgesetzt für sie. Verwandte, Freunde, alte Diener bewachten und besuchten jeden Tag das Mädchen. Man brachte ihm in Fülle Spielzeug, Näschereien, Blumen, kurz Alles, was in solchem Alter Freude macht. Die Diener behandelten das Kind bereits wie eine große Dame, und redeten ihm von seiner Schönheit, von seinen Reichthümern, von seinem Adel große Dinge vor.

Lagrimas, das kranke Kind, welches sein Leben blos der Pflege der Nonnen verdankte, war klein und schwächlich. Außerhalb des Klosters bekümmerte sich Niemand um sie, nie empfing sie ein Zeichen der Erinnerung oder des Andenkens.

Nur einmal im Jahre besuchte sie ihr Pathe Don Jeremias Tembleque im Sprechzimmer. Das erste Mal brachte er ihr eine Brezel mit, die, da er sie von einem hausirenden Bäcker erkauft hatte, von den Fliegen wie mit schwarzem Zucker überstreut worden war. Das Kind war nicht genäschig, die Brezel war ihm ekelhaft, und es mochte dieselbe nicht essen. Darüber ärgerte sich Jeremias und schrieb dem Vater, daß die Nonnen aus seinem Kinde eine Zierpuppe machten; außerdem nahm er sich vor, nie wieder sich wegen seiner Pathe in Unkosten zu setzen.

Reina wußte, daß sie schön, reich, von Adel und geliebt war, Lagrimas dagegen, daß sie weder hübsch noch geliebt war; auch theilte sie mit den Nonnen die Ansicht, daß sie arm wäre. Wenn die schöne Marquise von Alocaz beim Anblick ihrer Tochter sagte: „Wie wächst sie! wie entwickelt sich meine Herzenstochter!" so stimmte ein ganzer Chor ein, und zwar ohne zu schmeicheln, denn was die Mutter sagte, war die reine Wahrheit: sie ist schön, reizend, sie hat ein so vornehmes Wesen und eine angeborene Grazie; sie gleicht ganz ihrer Mut-

ter. Als dagegen nach vier Jahren Don Roque la Piedra, den Geschäfte nach Sevilla geführt hatten, zum ersten Mal seine Tochter sah, sagte er zu seinem Gevatter:

„Wie schwächlich und wie gelb sieht sie aus! wie klein ist sie geblieben! Das erbärmliche Ding macht ja ein ganz jämmerliches Gesicht. Das amerikanische Blut, Gevatter, scheint blos Melasse zu sein. Sie artet nicht nach mir, sondern allein nach der Mutter."

„Ganz nach der Mutter, denn sie hat sogar ganz das gezierte Wesen derselben," versetzte Don Jeremias.

Es läßt sich leicht begreifen, daß der Beistand und der Schutz, den das verlassene, schwächliche, niedergeschlagene Kind bei dem kräftigen, geist- und lebensvollen Mädchen fand, in dem liebenden und vereinsamten Wesen eine tiefe, leidenschaftliche Neigung zu ihrer Freundin hervorriefen. Reina hing ihrerseits an dem schüchternen Kinde, und fand ein ihrem Charakter entsprechendes Vergnügen darin, das schwächliche Wesen, welches ihren Schutz aufsuchte, zu leiten, zu beherrschen und zu beleben, die Schmutzfinken in Schranken zu halten und dieselben sich so weit untergeben zu machen, daß sie sie verpflichtete, wenn es ohne Wissen der Nonnen geschehen konnte, den Käfig des Kanarienvogels zu reinigen, den sie einmal zu bedrohen sich unterfangen hatten, indem sie auf diese Weise gleich einer verehrungswürdigen Fee

die Feindinnen des Vogels in seine Sklavinnen umwandelte. Die Schmutzfinken schwiegen zu Allem und gehorchten aus zwei Gründen; Reina besaß nämlich einmal Finger, die äußerst kräftig und geschickt Kniffe und Püffe auszutheilen verstanden, und die blauen Flecke, die davon die Folge waren, gingen nie so rasch weg, wie sie gekommen waren. Diese abscheuliche Sitte hatte das schlecht erzogene Mädchen erst in's Kloster eingeführt. Der zweite Grund, weshalb die Schlachtopfer ihres Despotismus ihre Lippen verschlossen hielten, lag darin, daß Reina jeden Tag vor ihnen mit einer Düte voll Naschwerk erschien, schön wie Fortuna, welche ihre Geschenke vertheilt, und von einem Tisch oder von einer Bank herab voll Würde sprach: „Nehmt, Ihr Naschkätzchen, verschlingt und drückt Euch!"

Durch den Umgang mit Reina hatte sich das scheue, trübsinnige Wesen des armen, kranken Kindes etwas erheitert, und auch auf das körperliche Befinden der Lagrimas war er von wohlthätigem Einfluß gewesen. Dies Befinden unterlag dem jedesmaligen Zustand der Atmosphäre, so wie den Eindrücken, die sie empfing. Ihre Seele glich einem Krystall; ein Hauch trübte, ein Sonnenstrahl durchleuchtete sie, ein Stoß hätte sie zerbrochen Diese armen, unglücklichen Geschöpfe, ohne geistige und körperliche Kräfte, gleichen einer dürftigen Quelle klaren Wassers, die nicht im Stande ist, sich einen Weg zu

bahnen, und die daher von der Erde verschlungen, vom Himmel aufgetrocknet wird. Einen solchen Zustand kennen, was den Körper anbelangt, blos die Kranken, und in geistiger Hinsicht blos die Angst und die Traurigkeit, und diese gleichen jenen Kometen, welche im Himmelsraum ohne Richtung umherirren; an die Erde sind sie nur durch einen groben Faden geknüpft, den in der Regel plumpe und rohe Hände handhaben; es sind Engelsseelen, deren größtes Verdienst darin besteht, daß sie ihren Werth nicht kennen, daß sie nicht über sich weinen, sondern über das Herzeleid, welches unser Aller Erbtheil ist.

„Siehst Du nicht," sagte Lagrimas beim Anblick des Himmels manchmal zu Reina, „jene Wolken, welche vom Meer dahergeeilt kommen? Sie entfliehen weinend den Schrecknissen, die sie auf demselben gesehen haben."

„Jene Wolken?" erwiederte Reina; „Du täuschest Dich; sie kommen nicht vom Meer, sondern vom Himmel; der liebe Gott schickt sie, um die Felder zu befeuchten, denn man hat Gebete um Regen angestellt."

„Hörst Du nicht," fragte das Kind ein anderes Mal mit Schrecken auf dem Antlitz: „hörst Du nicht das Toben des Meeres weit in der Ferne?"

„Ach was," antwortete Reina und lachte, „Du bist wirklich die Einfalt selbst. So setze Dir doch eine Brille auf die Nase und sieh', ob es das Meer ist. Immer

hast Du was mit dem Meer, so schweige doch endlich einmal davon."

„Hast Du das Meer gesehen, Reina?"

„Ja wohl, wie ich zum Stiergefecht in San Lucar war, da habe ich es gesehn, wie es sich in den Fluß ergießt. Erinnerst Du dich nicht, daß wir damals miteinander zusammentrafen?"

„Und war es unwillig, Reina?"

„Ich habe es nicht darum gefragt, denn ich hatte keine Veranlassung, Hochdasselbe um etwas zu bitten."

„O, Reina, wenn Du sehen könntest, wie fürchterlich es in seinem Zorn ist! Es erhebt sich in Wogen, die wüthenden Schlangen gleichen, es schäumt und brüllt vor Wuth; dann zerbricht es Alles, dann zerstört und vernichtet es Alles, dann verschlingt es Alles, die Lebendigen, um sie zu tödten, und die Todten . . ."

Da sprang Reina lebhaft auf, tanzte, indem sie in die Hände klatschte, und sang:

O, zur Freude, o, zur Freude seid erkoren!
Es hat die Jungfrau Maria geboren
Sonder Schmerz und Ohnmacht,
Grad' um zwölfe in der heil'gen Weihnacht
Ein so zartes Kindlein.
Und es sah der rauhe Winter mit darein,
Und die Engel alle,
Als sie sahen Gott so klein in dem Stalle,

Im Stroh hat dort er gelegen,
Sie im Tanz nach Schalmei'n sich bewegen.

Wie Lagrimas die fröhliche Stimme ihrer Freundin vernahm und die tiefe und heilige Freude empfand, welche die Weihnachtslieder einflößen, erheiterte sie sich, die düstern Gedanken vergingen und sie lächelte sanft, wie die Traurigkeit, wenn ihr Trost zugesprochen wird.

So lebten die beiden Mädchen zwei Jahre lang zusammen, denn so lange mußte die Markise in der Hauptstadt verbleiben. Nach der Rückkehr kam die Tochter wieder in das mütterliche Haus.

Lagrimas empfand bei der Trennung von Reina einen so bittern und so tiefen Schmerz, daß sie in kurzer Zeit wieder beängstigende Anfälle bekam und an Schlaflosigkeit litt, die ihrer Gesundheit so äußerst nachtheilig war. Reina erfuhr dies im Kloster und wußte es bei der Mutter zu erwirken, daß sie Lagrimas mit Bewilligung der Nonnen an den Feiertagen in ihr Haus nahm. Auch Don Jeremias wurde um seine Erlaubniß gebeten und er ertheilte dieselbe, ohne etwas Erhebliches darin, sowie in Allem, was das Mädchen betraf, zu finden, so daß er nicht einmal dem Vater davon mündlich oder schriftlich Mittheilung machte.

Das arme Kind, das überall als so unbedeutend erschien, stets unbeachtet blieb und ein blasser Trabant des glänzenden Gestirns war, welches es schweigend um-

kreiste, erwarb sich dennoch die Liebe aller derer, mit denen es in Berührung kam. Eine Folge davon war daß die Markise Lagrimas gern bei sich sah; denn diejenigen Naturen sind zu zählen — wenn ihrer überhaupt welche vorhanden sind — die nicht Freude daran finden, Andern Freude zu bereiten, zumal wenn dies ihnen keine Kosten verursacht. Die Freundschaft zwischen den beiden Mädchen erlitt daher keine Unterbrechung und es verflossen so für Lagrimas, die sich in ihrer Bescheidenheit dabei äußerst glücklich fühlte, vier Jahre. Reina zählte nunmehr achtzehn, Lagrimas sechszehn Jahre. Sie blieb nach wie vor ein Mädchen von zarter Konstitution, schwächlich und blaß. Ihre Kränklichkeit und ihr abgespanntes, amerikanisches Wesen ließen sie matt und leidend erscheinen, so daß diejenigen, welche thätig durch's Leben eilen, sie wie einen müden Wanderer zur Seite ließen, der sich von ihnen getrennt und auf eine Bank niedergelassen hat, ohne Jemandem störend zu werden. Ihre Bewegungen waren langsam und schüchtern; es fehlte ihnen jedoch nicht an einer gewissen sanften Anmuth, die umsomehr Theilnahme erregte, als sie fern von aller Affektation war. Der Verkehr mit den Nonnen hatte die düstern Blicke des düstern Mädchens etwas erheitert, der Umgang mit Reina und mit der Gesellschaft hatte sie minder abstoßend gemacht, aber nichts hatte vermocht, ihnen die tiefe Trauer zu nehmen, die

ihnen durch ein so furchtbares Ereigniß eingeprägt wurde, als sich dem damals noch so kleinen Kinde die Erde mit all ihren Schrecknissen zeigte. Hierzu kam eine außerordentliche Furchtsamkeit, die der Grund war, daß Lagrimas stets gesenkten Auges erschien. Wenn sie aber einmal ihre Augen erhob, die überaus schön waren, so mußte ihr Anblick fast überraschen.

Reina war von hoher, würdevoller Gestalt; ihr Adlerantlitz hatte das reine Weiß und den matten Glanz des Wachses; ihre etwas länglichte Nase war fein und wohl gestaltet; ihre Stirn hoch und erhaben, ihr Mund mit seinen zarten Lippen besaß einen Anflug von Uebermuth und Spott, ihre braunen Augen waren durchbohrend wie Pfeile. Ihr Benehmen war ungezwungen und vorlaut und paßte daher kaum zu ihrem Alter, aber es war ebenso vornehm, als es natürliche Anmuth besaß, so daß es von Allen, namentlich jedoch von der Mutter, mit Nachsicht beurtheilt wurde, zumal da es ihr vortrefflich stand.

Indem wir bei der Schilderung dieses Charakters seine Fehler, die man bei den jungen Spanierinnen leider häufig anzutreffen pflegt, nicht verhüllen, erlauben wir uns, ihnen einen Rath zu ertheilen, schon um zu beweisen, daß unsere Vorliebe für unsere Nationalität uns nicht dergestalt blendet, um Mängel als Vorzüge, schlechte Angewohnheiten als Zier anzusehen. Dieser freundschaftliche Rath besteht in Folgendem: Wenn wir

elegante und geschmackvolle Dinge aus der Fremde bei uns aufnehmen wollen, so dürfen wir uns nicht darauf beschränken, ausländische Kleidermoden nachzuahmen, sondern wir müssen uns gewisse Regeln des guten, wahrhaft vornehmen Tons zu eigen machen, welche die Mädchen des Auslandes in der guten Gesellschaft befolgen. Dort nämlich verdanken die Mädchen ihre Eleganz nicht den Magazinen der Modistinnen, sie ist ihnen eigenthümlich und schwankt nicht mit dem Wechsel der Moden. Sie besteht in einer rücksichtsvollen Bescheidenheit, die jede überlaute, aber auch jede leise Rede vermeidet, in der unverholenen Achtung vor jeder älteren Person, mag sie häßlich oder schön, dumm oder klug, arm oder reich sein; ja, diese Achtung gewährt der Armuth den Vorzug und sie erscheint als eine unschuldige Koketterie, die der Jugend die lieblichste Anmuth verleiht. Sie befaßt sich mehr mit Frauen, als mit Männern, und die jungen Mädchen erlangen dadurch Freundinnen, ohne dabei der Bewunderer zu entbehren. Vor allem aber schließt dieser wahrhaft gute Ton jeden persönlichen Spott aus, der als unwürdig und verächtlich in die Vorzimmer gehört. Einer Quelle reinen, schimmernden Wassers gleich, nimmt eine solche Achtung zwischen Blumen wie zwischen Dornen ihren Lauf hin zur Grazie. Wenn die jungen Spanierinnen sich erst davon überzeugt halten, daß diese unsere Bemerkungen wahr sind, so können wir Spanier

uns rühmen, daß unser Land die vollkommensten Frauen in Europa besitzt.

Die Markise von Alocaz war eine schöne Frau, die noch nicht vierzig Jahre zählte. Sie glich ihrer Tochter dergestalt, daß, wenn sie nebeneinander standen, man die eine für den Nachmittag, die andere für den Morgen eines schönen Tages halten konnte. Die Markise gehörte zu den Frauen, die nur in Spanien angetroffen werden, zu denen nämlich, die, wie die Blumen, ihre Farben und ihren Duft sich selbst und keiner Schminke, keinen Essenzen verdanken, d. h. sie war in einem Kloster erzogen worden und hatte daher nur den Unterricht und die Bildung erhalten, die für eine tugendhafte Frau, für eine gute Mutter und für eine Hauswirthin erforderlich sind, ohne je ein Buch gelesen zu haben. Sie kannte daher das süßliche Gewäsch der Romane nicht; selbstständig war sie durch ihr angeborenes Talent und durch einen nicht angelernten Takt, sowie durch ihr von Natur vornehmes Wesen eine ausgezeichnete, fein gebildete Frau geworden, die den Takt und die Welt einer Hofdame Ludwig's XV. besaß. An jeder Unterhaltung konnte sie mit Sicherheit und Geschmack theilnehmen, was immer vorkommen mochte, sie wußte Entschiedenheit und Anstand dabei zu bewähren. Stolz wie keine andere, war sie trotzdem auch fein und liebenswürdig wie keine andere. Wenn sie sich einer Sache hingab,

wußte sie dabei stets, wie ihre Freunde sagten, das Schickliche zu wahren, während diejenigen, die sich gleich ungestümen Schmetterlingen dem Licht nahten und dabei die Flügel verbrannten, sie für abstoßend erklärten.

Obgleich die Markise bereits sehr jung Wittwe geworden war, so hatte sie doch aus Liebe zu ihrer Tochter nicht wieder geheirathet; denn wenn die kleine Reina mit dem angeborenen Egoismus und mit der Eifersucht eines vorzogenen Kindes bemerkte, daß die Mutter von irgend Jemandem bevorzugt wurde, so ließ sie nicht eher nach, als bis derselbe von der furchtsamen Mutter wieder entfernt ward, wobei diese zuweilen ein schweres Opfer brachte, ein Opfer, welches damals die Tochter nicht begriff und von dem sie später keine Kenntniß erhielt. . So ist es aber mit den Opfern der Mütter beschaffen; sie selbst legen keinen Werth darauf und glauben auch nicht, daß Andere einen solchen darauf legen müssen. Mit Recht wurde die Markise von ihren Freundinnen die vollkommene Wittwe genannt.

Elftes Kapitel.

Oktober 1846.

Du wirst, lieber Leser in den Batuecas, bereits bemerkt haben, daß wir Dir großes Vertrauen schenken,

und das kommt daher, weil Du uns gefällst, so daß wir uns für Dich interessiren und Dich gern belehren möchten. Höchst wahrscheinlich weißt Du viel mehr wie wir, allein trotzdem wirst Du manche Wörter nicht kennen, die man bei uns eingeschmuggelt hat, denn sie haben keine Steuern bezahlt, auch sind sie nicht etwa auf Grund einer Amnestie zu uns gelangt. Im Wörterbuch findet man sie nicht, aber hier wollen wir sie Dir erklären. Das Wörterbuch ist etwas veraltet; das thut uns leid, da es sonst vortrefflich ist. Uns gefällt es außerordentlich; es ist zwar etwas starrköpfig, aber im Uebrigen sehr gefällig.

Da wir die Sitten unserer Zeit schildern, so müssen wir uns mit diesen Wörtern befassen, da wir überall mit ihnen zusammentreffen. Wir erklären sie Dir und weisen ihren Ursprung nach, damit Du nicht, wenn Du uns liesest, zu dem Glauben verleitet wirst, daß das Spanische dem Griechischen ähnlich ist.

Diejenigen, welche so viele Wörter vom neuesten Geschmack eingeführt haben, haben dafür, zur Ehre der Wahrheit sei es gesagt, keinen derben Verweis erhalten. Weder das Englische, noch das Französische, noch das Deutsche waren so grob, uns zu sagen, wir möchten uns mit unseren eigenen Nägeln kratzen; im Gegentheil, sie öffneten wie Pharao ihre Magazine.

Wir bemerkten von der Markise, daß diese liebens=

würdige Spanierin zwar schwere Sorgen hatte, aber sich dabei immer gleich, immer heiter und zuthulich blieb, ohne daß Melancholie oder Spleen ihre schöne, ruhige Stirn umwölkten.

Es soll Dir nun gesagt werden, was für ein Ding der Spleen ist.

Der Spleen ist der Sohn der Uebersättigung und der dicken Themsenebel. Sein Pathe ist der Steinkohlendampf, und ein gichtbrüchiger Lord hat ihn in einsamer Stille am Kamin auferzogen. Der Spleen hat eine schlaffe Haut, traurige Augen, die Mundwinkel hängen herab und die Stirn ist mit Runzeln bedeckt; er ist schlank und hager und der Aermste besitzt nicht eine Spur von Anmuth. Er mag sein Land nicht verlassen, und die übrigen Länder streiten sich um die Annehmlichkeit seines Besitzes. Zuerst schleppten ihn die Franzosen bei den Haaren nach Frankreich, woselbst er vielen Unfug getrieben hat. Wir wollen hier nur einen seiner ersten Streiche erzählen, der, obschon tragisch, doch noch nicht sein erheblichster war. Das erste nämlich, was er durchsetzte, war, daß man bei den Contretänzen nicht mehr tanzte, sondern ging. Terpsichore wurde wüthend und sandte ihm eine Herausforderung zu. Sekundant des Spleen war ein Uhu, Sekundantin der Terpsichore die Taglioni. Der Spleen warf Terpsichore mit einem Seufzer um, allein diese, da sie sehr leichtfüßig ist, sprang

sofort wieder auf, und mit einem Entrechat — verzeihe, Leser, mit einem gekreuzten Luftsprung — stürzte sie den Spleen zu Boden. Die Sekundanten erklärten, daß der Ehre genuggethan wäre, und Jedes begab sich von dannen, der Spleen nach der Seine, um sich kopfüber zu ersäufen, Terpsichore nach der Oper, um sich zu ergötzen. Um Dich zu beruhigen, Leser, bemerke ich Dir nur noch, daß man ihn ebenfalls dahin brachte, daß er aber sogleich Reißaus nahm. Unsere Sonne hier blendet seine traurigen Augen, die Castagnetten greifen seine Nerven an, Trommeln und Tambourins machen ihm Kopfweh, die andalusische Anmuth verscheucht ihn und Bolero's und Fandango's bringen ihn um.

Die Markise besaß zwar keinen Spleen, allein ihre Brust beherbergte nagende Sorgen. Dieselben betrafen das Vermögen ihrer Tochter, welches sie verwaltete.

Es ist ein allgemein feststehender Grundsatz, daß eine erhabene Seele mit Verachtung auf die Geldinteressen herabsieht, und wenn gleich das Zeitalter positiver Ideen ihn lächerlich macht und nebst den Idyllen und Schäfergedichten auf den obersten literarischen Dachboden verbannt, so wird er doch eine ewige Wahrheit bleiben, so lange es erhabene Seelen giebt.

Diese Verachtung gilt jedoch nur der Habgier und der schmutzigen Geschäftigkeit, mit denen man sein Vermögen zu vermehren sucht, nicht dem würdigen und lo=

benswerthen Bestreben, das Familienerbgut zu erhalten, um es unsern Kindern hinterlassen zu können. Zu diesem Ende haben verständige Männer früherer Zeiten Majorate eingerichtet. Es war eine großartige Zeit, als man Majorate stiftete und dabei die gesammte Nachkommenschaft im Auge hatte, wie die Zeit kleinlich und egoistisch ist, die dergleichen Majorate wieder zerstört; ihre Errichtung war ein Beweis der Stärke und der Sorge für die Zukunft, ihre Aufhebung ist ein Zeichen der Schwäche und der Unzuverläßigkeit.

Und um wie vieles höher sind diese Sorgen anzuschlagen, wenn sich mit der Liebe der Mutter die Verantwortlichkeit einer Vormünderin verbindet.

Der verstorbene Markis war ein Verschwender gewesen; er hatte daher Schulden hinterlassen, welche die Markise, wie sich dies von selbst verstand, unweigerlich im Namen ihrer Tochter anerkannte. Seitenerben bestritten das Reina zugefallene Vermögen, indem sie behaupteten, daß dasselbe nicht auf weibliche Nachkommenschaft vererbt werden könnte. Dieser Prozeß hatte die Markise nach Madrid geführt. Sie gewann denselben, allein die durch ihn entstandenen Kosten vermehrten die bereits vorhandene Schuldenlast. Dazu kam, daß eine Steuer, die auf einem bedeutenden Theil des Majorates lastete, seit vielen Jahren in's Vergessen gekommen war, und nun Alles nachbezahlt werden sollte,

ohne daß man einen so wohlbegründeten Anspruch zurückzuweisen vermochte. So geschah es, daß diese im Besuchzimmer so heitere Stirn sich in der Einsamkeit mit düstern Wolken bedeckte, wenn der Geist der Frau, der ohne Beistand des Herzens nicht stark zu sein vermag, den Bedrängnissen zu erliegen drohte.

Eines Tages saß die Markise trübe in sich selbst versunken da, als ihr alter, bewährter Freund, der Maestrante*) Don Domingo von Osorio eintrat.

Dieser adelige Herr war ein ehrenhafter, aufrichtiger, rechtschaffener Herr, mit dem sich die Gesellschaft nicht viel befaßte, weil er keine große Rolle in derselben spielte; alle Welt liebte und achtete ihn jedoch. Er war ein eifriger Karlist, und zwar gehörte er zu denjenigen, welche sich gleich unerschütterlichen Felsen unter dem Meer zu erhalten wissen, während über ihre Häupter die Wogen der Ereignisse dahinziehen, ohne daß sie Widerstand finden, aber ohne daß sie auch da unten irgend eine Bewegung hervorzubringen vermögen. Es sind dies Wesen, die keine anderen Eingebungen, keine andere Erleuchtung als diejenigen kennen, die sie ihrem Gewissen verdanken, auf

*) So werden die Mitglieder von vier adeligen Genossenschaften im südlichen Spanien genannt, die sich mit der Zucht edler Pferde befassen und Ritterspiele, Carousselreiten u. dgl. nach altmaurischer Sitte veranstalten.

dem sie wie auf weichem Flaum ruhen; es sind moralische Monolithen, denen Nachgiebigkeit dem Verrath gleich gilt, glaubensstarke Seelen, die sich nicht auf den berechnenden Kopf, sondern auf das fühlende Herz stützen; sie können nicht auf Abwege gerathen, aber sie sind leicht zu täuschen. Das gegenwärtige Jahrhundert nennt einen solchen Herrn einen Don Quijote, sie sind aber dergestalt von unwürdigen Sancho's umgeben, daß sie um so ritterlicher und erhabener über dieselben emporragen. Der Fortschritt nennt sie Thoren; sie sind es nach der Weise der Königin Donna Juana, indem sie den Gegenstand ihrer Verehrung nie in ein Grab schließen lassen. Es sind Leute, über die Einige spotten, die aber Alle zu Freunden haben wollen; es sind endlich Glaubensgenossen, die allerdings der thätigen, streitenden Partei nur einen geringen Beistand leisten, jedoch dafür ihr Ehre und Ansehen verleihen.

„Markise," sagte mit belebtem Antlitz Don Domingo, „haben Sie es bereits erfahren? Zaldivar ist in Ubrique, seinem Wohnort; er befehligt bereits dreitausend bewaffnete Männer, die sich zerstreut in der Sierra Ronda befinden, aber jeden Augenblick bereit sind, sich auf das erste Zeichen zu vereinen."

„Zaldivar?" rief die Markise, „der Unglückliche ist ja standrechtlich erschossen worden."

„Sie haben es geglaubt? Nein, ein Anderer hat sich

statt seiner hinopfern lassen. Den gefangen nehmen? Damit hat es sich was! — Doch was haben Sie? Sie scheinen mir betrübt zu sein. Haben Sie einen Verdruß gehabt?"

„Erscheinen Ihnen denn die Unannehmlichkeiten, die mich umgeben, so geringfügig? Liegt nicht ein ungeheurer Abgrund vor mir, in den ich mich unvermeidlich stürzen muß?"

„Sie müssen weniger ausgeben und sich einschränken."

„Unmöglich. Sie wissen recht gut, daß es in meinem Hause nicht verschwenderisch zugeht."

„Entlassen Sie einige Diener; Sie haben deren viel zu viele."

„Es sind ihrer zu wenige; sie reichen für mein großes Hauswesen nicht aus."

„Ziehen Sie in ein kleineres Haus."

„Ich sollte dieses Haus verlassen? Sie sind nicht bei sich."

„Geben Sie keine Abendgesellschaften."

„Habe ich dergleichen nicht mein ganzes Leben hindurch gegeben? Und gerade jetzt sollte ich auf dieselben verzichten, da meine Tochter achtzehn Jahre alt ist und sie in ihnen glänzen kann, während sie sich ihr ohnehin nützlich erweisen? Und dann, ist denn das eine so große Verschwendung? Sie werden doch nicht dem Herzog gleichen wollen, der, um Ersparnisse in seinem Hause einzu-

führen, einige Wischlappen in der Küche kassirte? Der Prozeß hat mich bis über die Ohren verschuldet; die früheren Gläubiger machen gleichfalls Anforderungen. Mit einem Mal kommt nun noch die Steuer hinzu, die durch die rückständigen Zahlungen übermäßig angewachsen ist. Alles stürmt auf mich ein; was soll ich thun? was soll ich thun?"

„Wenden Sie sich an einen Kapitalisten, an einen Banquier!"

„Nichts als Juden!" rief die Markise, „schamlose Wucherer, die auf den Ruin anderer Leute spekuliren. Sie scherzen mit mir, Don Domingo."

„Noth kennt kein Gebot, Freundin."

„Davon bin ich mehr als zu sehr überzeugt. Allein ich überliefere mich nicht den Händen der Pharisäer. Ich weiß nur zu gut durch meine Freundinnen, wie dieselben, unterstützt durch ihre treuen Rathgeber, die Advokaten und Gerichtsschreiber, den Dolch in das Herz ihrer Schlachtopfer stoßen."

„Bei solcher Gelegenheit," meinte Don Domingo, „wird man Ihnen sagen, daß das Geld eine Waare wie jede andere, und daß sein Werth daher ein rein willkürlicher ist. Das sind neue, einleuchtende Wahrheiten, die wir dem aufgeklärten Jahrhundert verdanken."

„Verunehren Sie Ihren Mund nicht, Don Domingo, indem Sie diese Sophismen bezüglich des Wu-

chers wiederholen. Dieser Blutsauger will aber ebenso die Oberhand gewinnen in seinem Mantel von Sammet, wie die Irreligiosität in dem der Vorurtheilsfreiheit, die Spekulation in dem der Agiotage, die Zügellosigkeit in dem der Freiheit, eine Heirath aus Interesse in dem der Vernunft und das Ende der Gesellschaft in dem des Socialismus."

„Ein Millionär aus Cadix," sagte Don Domingo, „reist soeben von Madrid hier durch; ich habe es durch einen meiner Freunde erfahren; derselbe muß ein Landgut auf Wiederkauf verkaufen, und dieser Peruaner will das Geschäft abschließen. Sie wissen, daß in Cadix die gewichtigen Handelsherren im Gelde leben, wie der Fisch im Wasser, und daß sie außerdem edelmüthig, anständig und nobel sind."

„Ich weiß es, ich weiß es, Don Domingo, aber Ihre Bezeichnung Peruaner flößt mir gerade kein Vertrauen zu den Eigenschaften ein, die Sie ihm zuschreiben."

„Aber der, von dem ich rede, ist einer der angesehensten. Er hat in Madrid eine große Rolle gespielt."

„Und was will das heutzutage sagen, Don Domingo?"

„Viel, denn es zeigt an, daß er reich ist. Die gute Gesellschaft gefällt ihm und es behagt ihm, in derselben aufzutreten, freilich, wie er nun einmal ist, ohne sich nach

ihr zu bilden. Diese Priester des Mammon stutzen sich mit der gehörigen Grobheit, die das Kennzeichen gemeiner Gesinnung ist, heraus, denn sie wollen dadurch andeuten, daß sie Niemandes bedürfen, und sie sind aufrichtig davon überzeugt, daß ein rücksichtsvolles, feines Benehmen nichts weiter als eine Schmeichelei ist, die derjenige, welcher einer Gunst bedarf, gegen den zu gewinnenden Gönner in Anwendung bringt. Ich glaube sicher, daß Sie bei ihm Ihren Zweck erreichen werden."

„Ich habe keinen anderen Zweck," versetzte die Markise, „als den, daß, wenn man mich aus meiner gegenwärtigen Verlegenheit befreit, meinen Interessen auch wirklich Rechnung getragen wird. Dagegen wäre es mir unmöglich, mich zu erniedrigen und um eine Gunst zu flehen, die in der That keine ist."

„Schließen Sie ein Sequestrationsgeschäft ab; es ist das Klügste, was Sie thun können. Ihr Vater, der Sie so sehr liebte, verkaufte ein herrliches Besitzthum, welches in sehr schlechten Umständen war, allein einen ungeheuren Ertrag bringen konnte, gegen eine ihnen verschriebene Leibrente von dreißigtausend Realen, das Witthum des Markisats Ihrer Tochter beträgt zwanzigtausend; mit diesen fünfzigtausend Realen werden Sie bei einiger Sparsamkeit wohl auskommen können."

„Ich mich sequestriren lassen, Don Domingo? Was sagen Sie da? Einen so schimpflichen Schritt zu thun?

Mich dem auszusetzen, daß man über das Majorat meiner Tochter hin und her streitet? Lieber sterben!"

„Nun, so schließen Sie mit diesem Don Roque la Piedra ein solches Geschäft ab, wie es mein Freund beabsichtigt ..."

„Sie nannten Don Roque la Piedra."

„Ja, so heißt der Krösus."

„Welch' ein Zufall! Er muß der Vater der Lagrimas sein; so heißt ein armes Mädchen, eine Freundin der Reina aus dem Kloster. Sie hat eine so leidenschaftliche Liebe zu meiner Tochter, daß es sich auf eine Besorgniß erregende Weise mit ihrem körperlichen Zustande verschlimmerte, als ich Reina aus dem Kloster zu mir nahm. Reina liebt sie gleichfalls sehr, daher verbringt sie fast alle Feiertage hier in meinem Hause."

„Was sagen Sie da, Markise? Jenes schweigsame, bescheidene, sich so anständig betragende Mädchen, das mir ob seines friedlichen Wesens so sehr gefällt? Lagrimas, die Tochter dieses Geldkolosses, dieses Prahlhanses? Seine Tochter macht ihm keine Unkosten, was sie hat, verdankt sie den Geschenken der Reina."

„Das hat nichts auf sich, Don Domingo; erwähnen Sie dessen nicht etwa. Uebrigens, wenn Reina Niemanden hätte, den sie beschenken könnte, so würde sie mich beschenken und sich für verwaist halten."

„Nun," sagte Don Domingo, „da Sie der Tochter

des Don Roque la Piedra so viel Gutes erwiesen haben, so ist es natürlich, daß er zu Ihnen kommen und Ihnen seinen Dank sagen muß. Das trifft sich herrlich, denn „die Leute verständigen sich, indem sie miteinander reden". Dies ist ein veraltetes Sprüchwort; es ist dahingeschieden; man hat es darauf bestattet und sein Pantheon ist der Cortessaal. Da Sie nun bloß Ihrer zwei sind, so wird sich zu gegenseitiger Zufriedenheit ein Geschäft abschließen lassen können, bei dem Don Roque Ihnen einen Gefallen, sich selbst aber einen Nutzen erweisen kann."

Einige Tage darauf erfuhr Don Roque durch Don Jeremias das Verhältniß zwischen Reina, der Markise und seiner Tochter; er machte sich daher wirklich auf, um seinen Dank abzustatten.

Obgleich zehn Jahre seit seiner Ankunft in Cadix verflossen waren, so hatte sich Don Roque, dürr und eckig wie eine schlechte Metallstatue, nur wenig verändert. Es war immer noch das kalte, gemeine Gesicht eines reich gewordenen Schurken; nur sein Anzug sah netter aus. Dazu war er durch seinen Verkehr mit der guten Gesellschaft genöthigt worden, sowie er denn auch eben deshalb nicht mehr eine so plumpe Sprache führte.

„Sennora," sagte er, als er sich ihr mit aller der Unwissenheit eigenthümlichen Keckheit und wie ein echter Tölpel vorstellte, „ich freue mich umsomehr, Ihr Haus

besuchen zu können, weil mich bis jetzt Niemand von Ihnen gebraucht hat. Da ich nun bereits verschiedenen Leuten gedient habe, so würde es mir zur Genugthuung gereichen, wenn Sie mich in Anspruch nähmen."

Die Markise wollte entgegnen, daß sie für diese Dienste, so gut wie die Uebrigen, so und so viel Procent zu zahlen haben würde; allein sie unterdrückte diese Bemerkung.

Don Domingo holte indeß Lagrimas herbei, die sich bei der Markise befand, da gerade Feiertag war.

„Ah, da ist ja die Kleine!" rief Don Roque, als er seine Tochter und Reina hereintreten sah. „Markise, Sie sind für dieselbe mit Ihren Abendgesellschaften und sonstigen Zerstreuungen eine schlechte Lehrerin. Dergleichen wird sie bei mir in meinem Hause nicht finden, und da sie jetzt sechszehn Jahre alt ist, will ich sie zu mir nehmen."

Wie das arme Mädchen den Vater so reden hörte, erschrak sie und drückte ängstlich den Arm Reina's.

„Was? Sie wollen sie von hier fortnehmen?" sagte diese zu Don Roque; „o nein, so was bilden Sie sich nur nicht ein."

Don Roque wandte sich erstaunt um, als er diesen despotischen Widerspruch vernahm, und stellte sich vor Reina hin; wie er jedoch sah, daß er aus einem so schönen, frischen und jugendlichen Munde gekommen war,

lächelte er, wie ein König lächelt, wenn er einen schönen Schmetterling sich auf seine Krone niederlassen sieht, und fragte:

„Weshalb denn nicht, Fräulein?"

„Weil ich es nicht haben will!" versetzte Reina.

Höchst wahrscheinlich würde Don Roque bei seinem rohen Stolz und bei seiner jämmerlichen Selbstsucht ohne Rücksicht auf die seiner Tochter erwiesene Liebe dem Dünkel, den die Lippen Reina's verkündeten, ohne Weiteres keck entgegengetreten sein, hätte ihn nicht die Marquise auf die feinste, liebenswürdigste Weise ersucht, seiner Tochter einige Zeit hindurch den Aufenthalt in ihrem Hause an Reina's Seite zu gestatten.

„Willst Du hier bleiben, Kleine?" fragte Don Roque seine Tochter. Er wünschte ja nichts Anderes, da es seiner Eitelkeit schmeichelte, überall sagen zu können, daß sich seine Tochter auf pures Bitten der Markise von Alocaz in deren Hause befände.

Das arme Mädchen zitterte und beeilte sich zu erwiedern:

„Ich will das, was Sie befehlen."

„Gut, gut," sagte Don Roque, als wenn er ihr eine Gunst erwiese, „da sich Alle verwenden, so will ich nicht, daß man sagt, ich wäre nicht nachgiebig, und damit Sie nicht glauben, Sennora, daß ich Ihnen Ihre erste Bitte abschlage. Ich mache keine unnützen Worte, aber

seien Sie überzeugt, daß Sie in mir einen Freund haben, der zur Rubrik Geld, nicht zur Rubrik Brief gehört."

„Wie häßlich ist Dein Vater!" sprach Reina zu Lagrimas, als dieser fortgegangen war. „Mir kommt er gerade so vor, wie der Herkules auf der Alameda zu Cadix, den man wegen seiner Häßlichkeit rühmt. Du bist ihm durchaus unähnlich, meine Tochter, und dazu wünsche ich Dir Glück."

„Mein Pathe sagt," versetzte Lagrimas, „daß ich meiner Mutter ähnlich bin. — Die Aermste!"

„Deinem Pathen, dieser Sumpfratte, sagst Du, ich befehle es Dir, daß er sich nie hier bei uns sehen läßt, denn ich bilde mir ein, daß in seinen schmierigen Manteltaschen Cholera, Krätze und Pest stecken. Hat Dir dieser Pathe Geizhals nie etwas geschenkt?"

„Einmal gab er mir eine Brezel."

Reina lachte so sehr und so herzlich, daß sie sich erschöpft auf ein Sopha warf.

„Ich halte ihn für arm," sagte zu seiner Entschuldigung Lagrimas.

„Wenn er kommt," versetzte Reina, „so lasse ich gewiß durch die Bedienten mit Kasserollen und Mörsern dem knauserigen Pathen eine Katzenmusik bringen."

„Er wird nicht kommen," meinte Lagrimas, „im Kloster hat er mich jedes Jahr nur einmal besucht."

Zwölftes Kapitel.

Oktober 1846.

In dieser Zeit gehörte Don Roque nicht mehr, nach den von uns bereits früher aufgezählten Synonymen, zu der Klasse der schönen und ausgezeichneten Subjekte, sondern er war bereits ein sehr schönes, ein höchst ausgezeichnetes Subjekt geworden, d. h. er hatte die Million erreicht und war bereits über dieselbe hinaus, indem er nicht wie die Flüsse hinab-, sondern hinaufging.

Da Du, geliebter Leser in den Batuecas, den modernen Millionär wahrscheinlich noch nicht kennen wirst, da sich derselbe nicht in die reine Luft versteigt, in welcher Du lebst, so wollen wir ihn Dir näher beschreiben.

Zuvörderst müssen wir aber einen Unterschied machen. Wir handeln nämlich nicht von dem Millionär, der auf ehrenvolle Weise, unterstützt von seinem guten Kopf, durch seine Arbeit und durch das Glück, welches, wie es ihm einfällt, Böse und Gute begünstigt, es geworden ist. Fern sei es von uns, eine solche Absicht zu hegen. Einen Millionär zu verdammen blos deshalb, weil er einer ist, und ihn mit dem Typus zu verwechseln, den wir schildern wollen, wäre gegen alle Wahrheit, Gerechtigkeit und Billigkeit, und könnte leicht bei Dir die Meinung erre-

gen, daß der Neid unsere Feder führte. Nein, nein, wir haben nie Jemanden beneidet außer Dich, geliebter und theilnehmender Leser in den Batuecas. Du wirst es haben bemerken können, daß die Unparteilichkeit, die hier verschwunden ist, sich nach Deiner Heimath begeben hat, so hat man uns mindestens versichert; Du wirst es erfahren haben, daß wir nicht böswillig sind, daß wir Gegenstände, für die wir allerdings keine Vorliebe haben, ohne Galle behandeln, obgleich diese Würze für die jetzt erscheinenden Schriften an der Tagesordnung ist, gerade wie unsere Köchinnen bei allen Brühen und Saucen den abscheulichen Safran anbringen müssen. Dies hat zur Folge, daß Schriften wie Brühen einen abscheulichen Geschmack bekommen, trotzdem daß Schriftsteller wie Köchinnen glauben, ihre Sache recht gut zu machen.

Nur in einem Punkt lassen wir uns auf keine Nachgiebigkeit ein, nämlich in Sachen der Religion, denn die ewige Wahrheit sprach: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich.“ Wie ist dieser Grundsatz so bewundernswerth und so schlagend gleich Allem, was über jene Lippen kam. Vor ihm zerfällt die Toleranz in Allem, was Gott betrifft, in Staub, und seine wenigen Worte vernichten alle Phrase. Freilich wird man uns ob solcher Ansicht für fanatisch schelten, doch wir sehen das als eine große uns erwiesene Ehre an. Wer die Katholiken mit dieser Bezeichnung zu beschimpfen gedenkt, der ist ent-

weder böswillig oder ein Unwissender. Das erstere ist er, wenn er die Bedeutung des Wortes fanatisch und seine Anwendung kennt, und unwissend ist er, wenn ihm der Sinn desselben unbekannt blieb. Nach dem Wörterbuch ist derjenige ein Fanatiker, der mit Beharrlichkeit und Wuth irrige Meinungen bezüglich der Religion vertheidigt.

Wenn der inbrünstige Katholik keine irrigen Meinungen hat, auch sie daher nicht mit Wuth vertheidigt, so kann auf ihn das Wort Fanatismus nicht zur Anwendung kommen. Was von dem Wort fanatisch zu sagen ist, das gilt auch von dem Aberglauben, von dem Balzac folgendermaßen spricht: Man weiß, daß in der Sprache der Liberalen Aberglauben jede Religion, d. h. jeder Glaube an eine höhere Macht und an ein höheres Gesetz heißt.

Diese Abschweifung war nothwendig, denn es giebt Neutrale genug, denen bei den Worten Fanatismus und Aberglaube sich die Haare sträuben, weil sie sich nicht die Mühe geben, deren Sinn und Anwendung zu erfassen und bald diese, bald jene Meinung haben. Da außerdem die Neutralen keine guten, religiösen Bücher lesen, so hielten wir es für zweckmäßig, diese Wahrheit in einem Roman mitzutheilen; wir ahmten dabei den Verfertigerinnen künstlicher Blumen in Paris nach, die auf einer

Rose von geringem Werth vermittelst eines Brillanten einen Tropfen Himmelsthau anbringen.

Wir schließen diese Parenthese, die so groß geworden ist, wie das zu- und abnehmende Mondviertel. Nicht die ehrenwerthen, achtbaren Millionäre wollen wir also schildern, die einen würdigen Gebrauch von ihrem Vermögen machen. Wir kennen und verehren deren viele, die von den Armen gesegnet, vom Publikum hochgepriesen werden, und überlassen es dem Neid, der nichts Hervorragendes duldet, seine Beleidigungen an ihnen auszuüben. Wir achten einen Jeden, dem das Glück wohlwollte, ohne daß er dessen Gunstbezeugungen durch Niederträchtigkeiten erlangte. Gott bewahre uns davor, daß wir ein Anathema über den ausrufen sollten, der sein Glück gemacht hat; das würde nicht blos eine üble Gesinnung verrathen, sondern auch ungerecht und lächerlich sein.

Der Millionär, den wir schildern wollen, ist aus dem Staub schlechter Nester hervorgegangen; er besitzt weder Erziehung, noch Grundsätze, noch ein Gewissen, ja nicht einmal Schamgefühl — das letzte Band, welches den Menschen mit der Gesellschaft verknüpft —; sein Gott ist die Habgier, sein Ehrgeiz: Schätze anhäufen; seinen guten Namen giebt er wohlfeil hin, ebenso seine Würde, die Meinung anderer Leute über ihn; alle Mittel gelten ihm gleich, und so gelangt er auf gemei-

nen, unerlaubten und verbrecherischen Wegen zum Gipfel des Reichthums. Dieses abscheuliche Wesen vereint die Gebrechen der Armen und der Reichen und entspringt aus der Hefe der Revolutionen, oder vielmehr aus der Verwirrung der Ideen, aus den Verbrechen der Bürgerkriege, aus dem Chaos ungeordneter Verhältnisse, oder aus den Mysterien vagabundirender Straflosigkeit in allen Ländern, und tritt mit frecher Stirn der Verachtung entgegen, geschützt durch seinen goldenen Schild gegen jeden Tadel.

Der Millionär von dieser Sorte ist in der Regel häßlich; gewöhnlich liegt ihm auch gar nichts daran, daß er es ist; er begreift wohl den dem goldenen Kalbe gewidmeten Götzendienst, dagegen ist ihm der des Narciß unverständlich.

Der Millionär ist mancherlei Krankheitsanfällen unterworfen; sein Hauptleiden ist jedoch ein Wechselfieber, gegen welches China nichts vermag. Wenn die Hitze eintritt, giebt er sich ein hochfahrendes Ansehn, er schnaubt, klimpert mit dem Gelde in der Tasche und zahlt gern einem Jungen sechs Maravedi's, damit er ihm mit Kreide auf den Rücken schreibt: „Dieser Herr besitzt eine Million Duro's." Bald darauf tritt die Reaktion ein, der Frost: er wird leidend, sein eigenes Geräusch macht ihn zittern, er verbirgt sich, beweint sein Unglück, klappert mit den Zähnen und verkündet seinem Weibe

und seinen Kindern, daß sie werden betteln gehen müssen. Er giebt heut ein Fest wie Heliogabal, morgen ißt er aus der Garküche, weil er das Kochen im Hause für einen überflüssigen Luxus erklärt.

Der Millionär fühlt sich beleidigt, wenn man ihn reich nennt, und wird ungehalten, wenn man ihn für arm erachtet; er will einen unbegrenzten Kredit haben, und dabei verlangt er, daß man glauben soll, er besäße nicht einen Cuarto, wie jene alte Frau in der Lotterie gewinnen wollte, ohne gesetzt zu haben.

Der Millionär ist mit abschläglichen Antworten versehen wie der Igel mit Stacheln; das „Nein" hält er für sein rechtmäßiges, ausschließliches Eigenthum; das „Nein" ist ein Zubehör seiner Lippen wie die Habanacigarre. Das „Nein" erscheint ihm als ein Ausfuhr-, und nicht, wie der Piaster, als ein Einfuhrartikel. Wer aber sich unterfängt, gegen den Millionär „nein" zu sagen, der macht sich des Verbrechens der verletzten Million schuldig.

Der Millionär hat selten eine Freude an seiner Million; wie jedoch dem Tugendhaften das Bewußtsein Freude macht, tugendhaft zu sein, so dem Millionär das, ein Millionär zu sein.

Der Millionär kennt statt der zehn nur zwei Gebote: „Nehmen und nicht geben."

Bei einem Problem gelangt der Millionär nie dazu,

es zu lösen: nämlich, wen er mehr verachten soll, den Künstler oder den Edelmann, den Dichter oder den Militär, einen Schuldner oder einen Verbrecher, und unter den Handlungen des Judas die, daß er seinen Herrn verkaufte, oder die, daß er alsdann das Geld fortwarf.

Der Millionär begreift die Würde des Menschen nicht, wohl aber die des Geldes.

Der Millionär setzt sich keinen Unbequemlichkeiten aus und thut selbst für die Mutter, die ihn gebar, keinen Schritt, aber er würde nicht in der Tonne des Diogenes bleiben, um Alexander zu sagen, daß er aus der Sonne treten möchte.

Der Millionär hat von Freigebigkeit reden hören, allein er hält sie in gutem Glauben für ein Gebrechen der Armen.

Der Millionär betrachtet den Hochmuth als eine Eigenschaft, die ebenso unmittelbar zum Gelde gehört, wie dessen Klang.

Der Millionär hat zwei Ideale, die er besingen würde, wenn er es vermöchte, nämlich sein Ich und roth-schild'sche Wechsel.

Noch einen Strich wollen wir an dieser Zeichnung des Millionärs machen. Roche-Foucauld hat nämlich behauptet, daß in uns etwas vorhanden ist, was sich an dem Unglück Anderer freut; dies klingt allerdings unbe-

greiflich und hart; der Millionär jedoch freut sich über den Ruin Anderer.

Nachdem wir Don Roque nunmehr in ein neues Licht gestellt haben, fahren wir in unserer Erzählung fort.

Alle Oktoberwolken waren auf dem Antlitz des Don Jeremias Tembleque versammelt, wie er so an seinem hinkenden Tisch, vor seinem zinnernen Schreibzeug saß, addirte, subtrahirte und multiplizirte, und jede Zahl eine neue Runzel auf seiner Stirn entstehen ließ.

Man klopfte an die Hausthür.

„Bonifacio, Bonifacio!" schrie der Herr des Hauses seinem Neger zu, „Du öffnest nicht eher, als bis Du weißt, wer es ist."

„Es ist Don Roque, mein Herr!" versetzte der Neger.

In der That kam der Millionär die reichlich mit Oelflecken versehene Treppe herauf und kämpfte mit dem Rauch seiner Puro gegen die ihm entgegendringende Luft, wenn man sie noch Luft nennen konnte.

„Ich bin verloren, Gevatter!" rief ihm Don Jeremias entgegen, „und wenn Sie mich nicht aus dieser Verlegenheit reißen, so weiß ich nicht, was aus mir werden soll."

„Sie in Verlegenheit?" entgegnete Don Roque. „Bei allen Teufeln! Sie, die Sie seit zehn Jahren nicht

die von Frankreich zu zahlenden Dividenden erhoben haben? Jedoch Ihre Verlegenheit mag beschaffen sein, wie sie wolle, ich kann Niemanden aus der Verlegenheit reißen, denn gegenwärtig muß sich Jeder mit seinen eigenen Nägeln kratzen. Was haben Sie denn, Gevatter Aengstlich?"

Don Jeremias stand auf und verschloß die Thür, nachdem er sich vorher überzeugt hatte, daß ihn sein Neger nicht behorchen konnte. Dann bat er Don Roque, sich auf das mit Maisstroh ausgestopfte Sopha zu setzen, und nachdem er diesen Pflanzenüberresten hinlängliche Zeit gelassen hatte, ihr Gemurmel zum Schweigen zu bringen, das mit ihren Jahren immer lauter und unangenehmer geworden war, flüsterte er seinem Gevatter in's Ohr:

„Ich habe die sechzigtausend Duro's empfangen, die ich drüben stehen ließ, und sie haben mich bereits sechzigtausend schlaflose Nächte gekostet!"

„Erlogen, Gevatter! Und darin besteht die Verlegenheit?"

„Nein, das ist es nicht; aber erstens werden die Spesen ein Erhebliches kosten, und zweitens weiß ich ja nicht, was ich mit diesem Gelde anfangen soll!"

„Geben Sie es in die Bank."

„Zum Teufel! Alles an einen Nagel henken? Nein, nein, das geht nicht. Ich habe keine solche Manie für

die Banken wie Sie. Habe ich nicht die Erfahrung bei der Bank von New-York gemacht? Ich weiß, wie es mit ihnen bestellt ist."

Bei diesen Worten machte Don Jeremias eine so heftig tragische Bewegung, daß das Maisstroh über die wenige Rücksicht zu murren begann, die er ihm angedeihen ließ.

„Aber mit der Bank von Frankreich ist es Ihnen ja nicht so schlecht ergangen, Gevatter," sagte Don Roque; „die Fonds sind gestiegen und Frankreichs Wohlstand nimmt täglich zu."

„Freund, was in zehn Jahren nicht geschieht, das kann an einem Tage geschehn. Ich liebe die Banken nicht und ihre gute Zeit ist vorüber. Gevatter, ich weiß, daß Sie ein Glückskind sind und Geld über Geld machen; ich habe daher blos zu Ihnen Vertrauen: nehmen Sie das Geld."

„Ich? der ich nicht weiß, was ich mit dem meinigen anfangen soll?"

„Gevatter, ich gebe es Ihnen ohne Hypothek, das ist doch gewiß noch nicht erhört worden."

„Ich will es nicht; ich nehme kein Geld!"

„Gevatter, zu miserablen acht Prozent."

„Was bilden Sie sich ein?"

„Gevatter, zu sechs."

„Es geht nicht."

„Gevatter, zu fünf."

„Nichts da."

„Zu fünf Prozent, Gevatter; das ist ja so gut, wie in der Lotterie gewinnen."

„Spreche ich griechisch, mein Freund? Habe ich Ihnen nicht gesagt: nein, nein und abermals nein? Soll ich es Ihnen denn vorsingen, vorweinen oder vorbeten? Unsinn!"

„Gevatter, Sie wollen meinen Ruin!" rief Don Jeremias unwillig, denn er hatte nun einmal die verrückte Meinung oder Ahnung, wie sie bei Geizhälsen vorzukommen pflegen, daß nur in den Händen seines glücklichen Gevatters sein Geld sicher untergebracht wäre. „Ich, der ich Willens war, in meinem Testament Ihrer Tochter sechs Unzen zu vermachen, ich werde ihr nicht einen Cuarto vermachen," fügte er übermüthig hinzu, indem er sich mit dem Stolz befriedigter Rache an eines der Seitenkissen des Sopha's zurücklehnte.

Es erklang wie der Geisterchor in der Oper „Robert der Teufel" aus den Tiefen dieses Kissens hervor. Don Jeremias, vom Aerger aufgeregt und nicht übel geneigt, den Despoten zu spielen, schlug heftig mit der Faust auf dasselbe; das Stroh schwieg, als wenn es dem großen bösen Geist seines Herrn gehorsam wäre.

Don Roque lachte mit aller Impertinenz und mit dem barschen Metallklang seiner Millionen.

„Wozu bedarf meine Tochter Ihre erbärmlichen sechs Unzen?" sagte er darauf. „Ich habe vor Kurzem in Madrid viermal mehr ausgegeben, um mich den Sennora's eines meiner Freunde aufmerksam zu erweisen."

„Als Sie das thaten, wußten Sie recht gut, was es Ihnen einbrachte. Also wohlan, Gevatter, geben Sie allen Widerspruch auf, denn wir kennen uns ja nicht erst von gestern. Sie nehmen meine sechzigtausend Duro's oder unsere Freundschaft hat ein Ende, und Sie können sich einen anderen Agenten suchen, der ihre schmierigen Geschichten auf seine Kappe nimmt."

„Nun gut, gut!" sagte Don Roque, dem diese Drohung des Don Jeremias mehr zu Herzen ging, als die Enterbung seiner Tochter. „Sie müssen ja nicht gleich so böse sein und mehr Lärmen machen als Ihr Sopha."

„Na, so nehmen Sie meine sechzigtausend Duro's mit sechzigtausend Teufeln obendrein!"

„Wir wollen sehen."

„Nichts da mit Ihrem: wir wollen sehen; so sprach der Blinde auch und sah doch nichts. Die Wechsel sind bald fällig, und ich weiß nicht, wo ich mit dem Gelde hin soll. Ich habe keine eiserne Kasse," fügte er hinzu, indem er sich immer mehr in die Angst hineinredete, die Augen aufriß, die Brauen einen immer höhern Bogen machten und er dergestalt zu zittern begann, daß das Maisstroh laut darüber lachte. „Ich lebe allein, allein

mit diesem Vieh, das mich berauben, das mich umbringen kann. Das Haus ist nicht sicher, der Riegel schlecht, die Nachbaren können mich nicht leiden, die Wände haben Ohren, die Räuber sind verwegen. O, o! Geld im Hause haben? nein, nein, nein!"

„Es ist schon gut," sagte Don Roque, auf den der jämmerliche Zustand seines Freundes keinen Eindruck machte, der aber sich wohl überlegte, daß die Annahme dieses Geldes ein ausgezeichnetes Geschäft wäre. „Wenn die Wechsel fällig sind, werde ich sie einkassiren, um Ihnen einen Gefallen zu thun, und um zu verhindern, daß Sie nicht vor Angst sterben; aber, Gevatter, Roque la Piedra nimmt kein Geld anders als zu vier Prozent, denn sonst könnte sein Kredit leiden."

Don Jeremias hob und senkte sich auf seinem Sopha, schrie gen Himmel und mit ihm das Maisstroh, aber er erreichte damit nichts; nach dem „Ja" bestieg wieder das „Nein" auf den Lippen des Millionärs seinen Thron zugleich mit einer frischen Habanacigarre. Dieselbe wurde an dem Kohlenbecken von Medina angezündet, welches noch so wohlerhalten war, daß es mit der üblichen Redeweise: „gebrechlich wie Töpferwaare," im Widerspruch stand. Schon hatten die beiden Gevattern eine Stunde lang ein Duett im Baß und Contrebaß, unterstützt vom Chor des Maisstrohs, aufgeführt, und sie waren noch keinen Schritt vorwärts gekommen, ebenso

wie in einer Session die Herren . . . so und so. Don Roque setzte nicht ein Viertelchen zu seinen vier Prozent hinzu, mochte Don Jeremias auch noch so sehr betteln und das Maisstroh noch so sehr seufzen Allein der Widerwille gegen die Banken, der panische Schrecken vor allen Geschäften. der Wahnsinn, der ihn schon bei dem Gedanken überfiel, das Geld bei sich im Hause haben zu müssen, das abergläubische Vertrauen zu dem guten Stern seines Gevatters, das Alles brachte endlich Don Jeremias, indem er im Verein mit seinem Sopha jammerte und wehklagte, dahin, das Geld Don Roque zu überlassen.

Don Roque hatte bei Annahme des Geldes bereits, wie wir sehen werden, seine Pläne gemacht.

Er hatte das Haus der Markise zum öftern besucht und war hier wohl aufgenommen worden, denn die Markise wußte, als eine Frau von Welt, den Widerwillen zu unterdrücken, den ihr dieser gemeine und verächtliche Mensch einflößte.

Sie hatten bereits einige Tage zuvor eine Privatunterredung gehabt, bei der das von Don Domingo Osorio in Vorschlag gebrachte Geschäft zu Stande kam. Allein die Schönheit, die Liebenswürdigkeit, die Verlegenheiten dieser ehrenwerthen und edlen Frau, selbst die große Sicherheit, welche Reina's Vermögen gewährte, vermochten nichts über die Habgier des Don Roque,

der auch nicht das Geringste von seinen Forderungen nachließ. Weder das Talent noch die Anmuth der Marquise konnten die Nachtheile beseitigen, die das Arrangement für sie mit sich brachte. Mitten zwischen ihren Verlegenheiten und den von Don Roque gestellten Bedingungen, mußte sie das Theil erwählen, welches zwar ihre Interessen beeinträchtigte, jedoch den Anstand nicht verletzte. Don Roque gab der Markise dreißigtausend Duro's und nahm, um sich ihr gefällig zu erweisen, nur lumpige zehn Prozent. Da er jedoch „als guter Vater das Interesse seiner Tochter nicht außer Acht lassen lassen konnte," so mußte diese Summe als erste und alleinige Hypothek auf ein Landgut eingetragen werden, welches achtzigtausend werth war. Der Darleiher verlangte außerdem, daß dieses Landgut aus dem Majoratsverbande herausgenommen und freies Allodialeigenthum würde, weil erst dann die Bestellung der Hypothek stattfinden konnte. Dies verursachte unnöthige Kosten, da Reina die einzige Erbin war, und zwar Kosten, welche die Markise tragen mußte. Endlich wurde das Landgut gar noch unter Sequestration gestellt, da sein Ertrag für die Zinsen aufkommen sollte. Das war der große Gefallen, den Don Roque la Piedra der Markise von Alocaz erwies. Zu seiner großen Freude verblieb seine Tochter in Sevilla; denn es war ihm durchaus nichts daran gelegen, sie mit nach Cadix zu nehmen, da

man dort seinen Reichthum kannte, und es daselbst mehr Spekulanten als im Inlande gab, die sich sofort als Bewerber derselben eingefunden hätten.

Die Verheirathung seiner Tochter war nämlich die düstere Wolke an seinem strahlenden Horizont. Lagrimas hatte nicht bloß die Mitgift ihrer Mutter, welche in hunderttausend Duro's bestand, sondern auch noch andere hunderttausend Duro's von dem Vermögen geerbt, welches Don Roque während seiner Geschäftsverbindung mit seinem Schwiegervater erworben hatte. Letzterer hatte hierüber genaue Rechnung zu Gunsten seiner Enkelin geführt. Obgleich nun Don Roque bereits über eine Million besaß, so sind doch zweimalhunderttausend Duro's ein fetter Bissen für einen Millionär, zumal für einen solchen, der schon zwei Peseta's mit tiefster Verehrung betrachtet, da sie der Grundstein zu einer Million wären, wie er zu äußern pflegte. Weil er nun, wenn sich Lagrimas verheirathete, ihr Vermögen herausgeben mußte, so war eben diese Heirath der Alp seiner goldenen Träume.

Dreizehntes Kapitel.

Oktober 1846.

Hätte Jemand ein recht unordentliches Zimmer malen wollen, wie man das Drunter und Drüber auf einem

Tisch als Stillleben zu malen pflegt, so hätte ihm als Modell eine Stube im ersten Stockwerk eines Kosthauses auf der Straße San Eloy zu Sevilla dienen können. Sie ließ sich mit nichts besser vergleichen, als mit dem Lager des Agramant, so lagen hier die zahlreichen Leichen der Krieger der Wissenschaft und die minder zahlreichen der Mode umher.

Hier lag auf dem Boden eine Makassarölflasche, die ihren letzten Blutstropfen verloren hatte. Ein lateinisches Wörterbuch zeigte sein verstümmeltes Innere nebst einigen schwarzen Brandflecken Ein Frack mit niedergebeugtem Kragen und hängenden Aermeln war auf einem Krankensessel matt zusammengesunken. Einige Bücher hatten sich aus Feigheit, oder weil sie Mitglieder der Friedensgesellschaft waren, geflüchtet und in einem Winkel zusammengedrängt.

Auf dem Tisch zeigte ein Dintenfaß seinen düstern Schlund und glich einem Mörser, der zu feuern aufgehört hat; ihm zur Seite lagen umgefallene Federn gleich eroberten Fahnen. Das königliche Recht von Spanien hatte einen Schuß aus einer Flasche ausgezeichneten Lavendelwassers erhalten, welches zu Sevilla auf dem Platz des San Vincente fabrizirt wird. Die Constitution wurde von einem muthwilligen, reaktionären Topf mit mille fleurs-Pomade zu Boden gedrückt, und einige

Handschuhe verlangten dringend nach einem Invalidenhause.

Es war Nachmittag und hatte eben sechs Uhr geschlagen, als drei Jünglinge in diesem Zimmer mit ihrer Toilette beschäftigt waren.

Der eine war außerordentlich hoch gewachsen und ziemlich wohlbeleibt; er hatte regelmäßige, schöne Gesichtszüge, die großen braunen Augen waren weit geöffnet und glichen seinem Herzen, welches offen, edel und wohlwollend war. Es wäre wohl kaum möglich gewesen, Jemanden ausfindig zu machen, der im besten Glauben eine höhere Meinung von sich gehabt und dabei trotzdem so wenig Stolz besessen hätte. Er liebte seine Freunde aufrichtig, allein er behandelte sie dabei mit unerhörter Anmaßung; dieselbe war jedoch dabei so gutmüthig und so freundlich, daß sie nicht verletzte; denn wie die Sonne zwischen Wolken, so leuchtete sein gutes Herz aus allen seinen Prahlereien, aus all seinem Dünkel hervor. Er war fleißig, allein er besaß ein schlechtes Gedächtniß und eine eigenthümliche Gabe, sich zu irren; deshalb brachte er tausenderlei Unsinn zum Vorschein; was er aber einmal ausgesprochen hatte, dabei blieb er unerschütterlich fest stehen, selbst den glaubwürdigsten Personen gegenüber, die ihn eines Besseren belehren wollten. In seinem Kopf herrschte eine große Verwirrung der Ideen, allein er that nichts dazu, um sie zu ordnen. Unbedacht

sprach er nach seiner Weise in den Tag hinein, so daß diejenigen, welche ihm zuhörten, oft in das größte Erstaunen geriethen, ohne daß er auch nur das Geringste von dem zurücknahm, was er mit Entschiedenheit behauptet hatte, und ohne dabei seinen gewöhnlichen Ernst und seine unverrückbare Festigkeit zu verlieren. Er hieß Marcial.

Der zweite war gleichfalls groß, aber mager, wohlgebildet und würdevoll. Sein Benehmen war gesetzt und elegant; diese Eleganz war ihm angeboren, wie dem Bach der Lauf. Er hatte ein feines, zartes Gesicht; seine anmuthigen Augen fragten stets und antworteten nie; sie waren von dichten, wohlgezeichneten Brauen beschattet; starkes Lockenhaar umgab seine schmale Stirn, und sein Lächeln erhielt dadurch, daß es fein die Grenze zwischen Süßlichkeit und Bitterkeit mitten inne hielt, eine große Anmuth. Er gehörte zu jenen gesammelten Menschen, deren Inneres hermetisch verschlossen, und bei denen die Vorsicht zur andern Natur geworden ist. Obgleich noch sehr jung, betrachtete er das Leben durch die Brille des erfahrenen Alters; er suchte das Lebensglück nicht vermittelst philosophischer Negation, nicht durch die Sinnlichkeit eines Epikuräers, nicht durch christlichen Spiritualismus zu erlangen; er fand es nicht im Glanz der Macht, in der Trunkenheit des Ruhms, sondern, sollte es sein Leben erfüllen und sein Herz befriedigen, so

mußte es fest, positiv, dauernd und schön sein. Sein Verstand war ein beobachtender, das Rechte treffender, sarkastischer; manchmal zeigte er eine gewisse Härte, aber dabei war er stets durchdringend, klar und besonnen. Dieser junge Mann hieß Genaro.

Der dritte war von mittlerer Größe, nicht so schön wie der erstere, nicht so hübsch wie der zweite; allein sein ganzes Wesen erweckte Zuneigung, und wenn er gleich nicht zu denjenigen gehörte, welche sofort die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, so konnte er doch durch fortgesetzten Verkehr immer gerngesehener werden. Er erregte durch nichts Bewunderung, aber er war durchaus anmuthig. Auf seinem heitern, freundlichen Antlitz bemerkte man die saftreiche Fülle, welche in der Jugend sprudelt und Blumen treibt, später jedoch wirkt und Früchte bringt. In seinem verständigen, bisweilen zerstreuten Blick zeigte sich das Gepräge eines höher gearteten Menschen; allein die Ueberlegenheit, die dem jungen Manne innewohnte, war von der Art, daß sie sich ihrer nicht bewußt war; sie lenkte nicht den Willen, sie spornte nicht den Ehrgeiz, sondern sie schweifte wie die Willis frei und ohne Zweck umher, bis sie endlich doch zu dem Schauplatz ihrer Thätigkeit gelangt. Er hieß Fabian, und glich damals der heitern Morgenröthe eines schönen Tages mit seiner reinen Luft, mit seinem Vogelgesang, während das Geräusch des gemein en Leben

in der Ferne verhallt. Mit dem Ellbogen auf den Tisch gestützt, las und schrieb er abwechselnd. Die beiden anderen standen vor ihren Spiegeln. Alle drei stammten aus edlen, vornehmen Häusern Estremadura's.

Während sich Marcial die Beinkleider schnallte, sagte er:

„Ich möchte aus der Haut fahren, wenn ich sehe, wie mein Bauch zunimmt. Ihr werdet's erleben, daß ich meine schlanke Taille verliere. Nicht wahr, Genaro, geliebter Machiavell, habe ich nicht eine reizende Taille? Sehe ich nicht aus, wie eine Palme des Libanon?"

„Auf dem Libanon giebt es Cedern, aber keine Palmen," versetzte Genaro; „Palmen giebt es in der Wüste und Korkeichen in Deiner Heimath."

„Es giebt Palmen auf dem Libanon!" bekräftigte Marcial mit seiner gewohnten Keckheit und Wichtigthuerei. Dann fuhr er in seiner abgebrochenen Rede fort: „Ich bin erst vierundzwanzig Jahre alt, also so alt wie Du, Genaro, und ein Jahr älter wie Fabian. Aber Du, Fabian, Vater Dauro, Strom so ruhig" — so nannte Marcial, seit er die Gedichte des Martinez de la Rosa gelesen hatte, Fabian wegen seines sanften Charakters — „was machst Du denn noch? Weshalb willst Du nicht wie wir unsern erbärmlichen Menschen mit diesem Schmuck der schönen Künste bedecken?"

„Toilettengegenstände gehören nicht zu den schönen

Künsten," sagte Fabian, „aber bei Dir muß Alles hoch hinaus."

„Sie gehören zu den schönen Künsten!" bestätigte Marcial.

Die übrigen pflegten gewöhnlich zu schweigen, wenn Marcial mit seiner Stentorstimme eine seiner Behauptungen abfeuerte, sie ließen dieselben als ein unschädliches Geschoß ruhig fliegen.

„Was machst Du?" fuhr er fort, „doch nicht Verse auf ein schönes Kind, das nicht lesen kann?"

„Nein. Ich übersetze die Ode des Lamartine an die Lampe im Tempel. Hört die folgende Strophe, denn ich möchte wissen, ob sie Euch gefällt:

„Und mein Aug', es kann nicht lassen
Von dem Heerd hoch über mir,
Sage, ohne sie zu fassen:
Fromme Leuchten, recht thut ihr.
Nur ein Theil vom Glanzgewimmel,
Das das Schöpfungsall durchkreis't,
Reih'n sie wohl sich an dem Himmel,
Der Ihn ewig lobt und preist."

„Das, was mir gefällt, ruhiger Dauro," sagte Marcial, „ist, daß das Uebersetzen keine Mühe macht."

„Gedichte zu übersetzen soll leicht sein? Nur Du allein bist im Stande, so verkehrtes Zeug zu behaupten," rief Fabian.

„Und zu beweisen," fuhr Marcial fort. „Mein Vater wurde während des Unabhängigkeitskrieges als Gefangener nach Frankreich gebracht und lernte dort ein Lied, welches er fortwährend trällerte. Ich lernte es von ihm und habe es übersetzt, und zwar in demselben Versmaß, so daß ich es nach seiner ursprünglichen Melodie singe."

„Beglücke uns doch mit diesem Meisterwerk Deines Genies!" sagte Fabian.

Marcial begann zu singen:

„Wenn der König will geben mir
Madrid, seine Hauptstadt,
Und verlangt, daß ich laß hier
Sevilla, das doch auch Stadt,
Zum König spräche also ich:
Nicht will ich Euer Madrid,
Sevilla ziehe vor ja ich,
Sevilla ist ja auch Stadt." *)

---

*) Im Original eben so schlecht gereimt:

Si el Rey me quisiera dar
Madrid su gran villa,
Obligándome á dejar
Por eso á Sevilla,
Le diria al rey asi:
No quiero vuestro Madrid,
Prefiero á Sevilla, si,
Prefiero á Sevilla.

Genaro und Fabian wollten vor Lachen ersticken.

„Neid," sagte Marcial, und knüpfte sein Halstuch. „Du würdest besser thun, Vater Dauro, Strom so ruhig, wenn Du dich so wie ich bei unsern guten spanischen Dichtern stärken wolltest. Ich habe die tausend Komödien des Calderon gelesen und weiß sie auswendig."

„Es sind ihrer dreihundert und so und so viel," bemerkte Fabian.

„Es sind tausend!" behauptete Marcial.

„Ich sehe schon," sagte Fabian, „Dein Ehrgeiz besteht darin, der größte Literat und Bücherfreund Spaniens zu sein."

„Du täuschest Dich, ruhiger Strom, wenn Du glaubst, daß sich mein Ehrgeiz auf etwas so Erbärmliches beschränkt. Jener Machiavell würde es nicht gesagt haben, der eine Leichtigkeit und Grazie im Knüpfen der Halstuchschleife besitzt, daß ich ihn darum beneide. Ich, mein Sohn, bin kein so ruhiger Strom wie Du, ich bin ein daherstürzender Gebirgsbach; ich will Geräusch machen, viel Geräusch. Geräusch, das ist meine Leidenschaft. Alles was groß ist, macht Geräusch. Ich will Deputirter werden und Reden halten, die dann in allen Zeitungen gedruckt erscheinen sollen. Die Rede des Sennor Marcial, wird man sagen — wenn ich bis dahin noch keinen Titel geerbt habe, was Gott verhüten wolle, — der mit eben solcher Gewandtheit wie Energie spricht,

erschütterte den Kongreß, elektrisirte die Tribünen, machte die äußerste Linke kleinmüthig. Schon beneidet Madrid nicht mehr Athen um seinen Demosthenes. Ich bin im Stande, um berühmt zu werden, das Escorial zu verbrennen, wie Herostrat den Tempel der Venus verbrannte."

„Es war der der Diana," berichtigte Fabian.

„Der der Venus!" bestätigte Marcial. „Sage, Genaro, worin besteht Dein Ehrgeiz?"

„Ich wünsche mir," versetzte dieser, „eine ehrenvolle, glückliche und feste Stellung mit oder ohne Geräusch."

„Vegetiren!" rief Marcial, „die Hände in den Schooß legen, während die Gesellschaft von wer weiß wie vielen Gefahren bedroht ist. Pfui, Du echtes Muster eines Mitgliedes der rechten Mitte aus der Provinz, der da will, daß man in Allem nachgiebig sein soll. Und Du, mein ruhiger Dauro, was hast Du für Wünsche und Absichten?"

„Ich?" versetzte Fabian, „gar keine."

„Ein römischer Lazaroni!" rief Marcial. „Eine schöne Laufbahn, auf der man nie zu einem Majorat gelangt!"

„Die Lazaroni's leben in Neapel," bemerkte Fabian.

„In Rom!" behauptete Marcial. „Ach, Freunde," fügte er hinzu, während er sich den Hut aufsetzte und

seinen leeren Geldbeutel betrachtete, „wer von Euch kann mir etwas Geld leihen?"

„Dir leihen? Ich?" rief Fabian, „ich, der ich einen Beutel habe, dem es umgekehrt ergeht wie Deinem Bauche? Dir leihen, der Du so reich bist? Treibst Du Deinen Scherz mit mir?"

„Reich? d. h. mein Vater ist es: zehn Weidetriften und, was viel besser ist, acht Mühlen, Wälder, Vorwerke, Heerden wie ein Patriarch, Geld wie ein Banquier. Aber was nützt mir das, wenn dieser Geizhals von Vater nicht mehr geben will als zweitausend Realen monatlich?"

„Sie sollten Dir genügen," sagte Genaro. „Ich habe an der Hälfte genug und bin doch eleganter wie Du."

„Das hat seine Richtigkeit," versetzte Marcial. „Allein Ihr müßt wissen, daß ich die vorige Nacht gespielt und einschließlich der mir vorgestern übermachten Zubuße von dreitausend Realen, hundertfünfzig Duro's verloren habe, die wie die Schafe einer nach dem andern von dannen gingen."

„Gespielt!" riefen seine beiden Freunde gleichzeitig mit verächtlicher Miene.

„Ja, gespielt; was ist da weiter? In meiner stürmischen Jugend muß ich, furchtlos wie Don Juan, mich mit allen Lastern bekannt machen. Wißt Ihr denn nicht,

daß ich Quecksilber im Kopf und glühendes Pech in den Adern habe, wie die moderne literärische Schule der Franzosen zu sagen pflegt? Ich will der allerverschwenderischste Sohn sein; dann soll mich mein Vater wieder zu Gnaden aufnehmen und ein Kalb oder ein Schwein schlachten, das gilt mir gleich. Ist dieser Gedanke nicht äußerst verständig und eines wahren Edelmannes würdig? Das Ritterthum, wie es der Ritter von der Mancha erfaßte, ist abgeschmackt und gegen den guten Ton. Aus einer Maritornes eine Dulcinea machen, welche Unschuld! Es ist jetzt viel mehr üblich und weit bequemer, aus einer Dulcinea eine Maritornes zu machen. Das weite Castilien, welches meinen feurigen und unzähmbaren Leidenschaften als Feld dienen soll, ist so romantisch, daß es für Byron, und so klassisch, daß es für die Bibel passen würde."

„Die heilige Schrift gehört zu keiner Art von Literatur," bemerkte Fabian.

„Sie ist klassisch!" erklärte Marcial mit ernstester Stentorstimme.

„Ich spiele nicht," meinte Genaro, „ich bin viel vernünftiger, delikater und sybaritischer bei der Auswahl meiner Vergnügungen und meines Zeitvertreibs."

„Du bist ein großer Heuchler," versetzte Marcial; „außerdem hast Du nicht meine vulkanischen Leidenschaften und nicht meine Seelenstärke, um mit heiterer, fried-

licher und ruhiger Stirn jedem Vorwurf entgegenzutreten."

„Don Pleonasmus, Du hast noch geduldig weggelassen."

„Ich will," fuhr Marcial immer begeisterter fort, „so und so viel Mädchen verführen; das Schlimme ist nur, daß sie sich nicht verführen lassen, denn sie sind klüger wie die Schlangen. Die Unschuld that wohl daran, daß sie Reinoso ihren Verlust beweinen ließ. Die Einfalt that wohl daran, daß sie Melendez dieselbe in Italien suchen ließ."

„In Arkadien," verbesserte Fabian.

„In Italien!" wiederholte Marcial. „Du, Vater Dauro, der Du hybleischen Honig issest und aus der süßen Hippokrene trinkst, Du beleidigst nicht, aber Du bist etwas geschmacklos. Doch trotz alledem liebe ich Euch Beide; wir sind drei und zugleich eins, wir sind die drei Grazien, die drei Parzriche."

„Du bist ein Parzrich," rief Genaro, „Du, der Du einen beglaubigten Dispens in Betreff der Dir von Deiner Mutter gesandten Würste und Schinken besitzest."

„Versteht sich. Ich habe Euch gesagt, daß ich mich in alle Excesse stürze; ich will ein zweiter Don Miguel von Mannara werden, bloß um deßwillen, damit ich alsdann wieder zu einem tugendhaften Leben zurückkehren kann; da jedoch Jener Hospitäler gründete, dies aber

jetzt nicht mehr passend ist, so werde ich an meinem Heimathsort ein Casino gründen. Reißt Euch nicht mein Beispiel hin?"

„Nein, mein Sohn," versetzte Genaro, „durch dergleichen Unbesonnenheiten kommt man in ein schlechtes Licht. Der gute Ruf ist ein Piedestal."

„Mir sind die Excesse zuwider," meinte Fabian, „ebenso wie der Schenkengeruch, die Luft um einen Schweinstall und der Dunst aus einer Pfütze."

„Ach, Vater Dauro, Strom so ruhig," rief Marcial, „weshalb kann ich denn gar nicht einen kleinen Sturm in Dir erregen? Aber ziehe Dich an, langweiliger Mensch, damit die Mädchen auf dem Herzogsplatz uns nicht so lange erwarten dürfen. Genaro, mir scheint es, daß Du eine große Neigung zu der Perle hast, wie sie Fabian nennt. Weshalb hast Du ihr diesen Namen gegeben, Strom so ruhig?"

„Weil sie Lagrimas heißt, denn Thränen sind die Perlen des Herzens, und weil sie außerdem eine Perle ist. Gott gebe, Genaro, daß Du sie so schätzen lernst wie ich."

„Diese Dichter," sagte Marcial, „weinen stets um dessen willen, was da übrig bleibt. Bist Du nicht der glücklichste Mensch, da Du Flora's Aufmerksamkeit erregt hast und von ihr bevorzugt wirst, von dieser blonden Phöbe, die einer in Gold gefaßten Lilie gleicht? Was für ein

hübscher Gedanke! Nimm mir ihn nicht etwa weg, Strom so ruhig."

„Das hast Du nicht zu befürchten," versetzte lachend Fabian; „weder ich noch irgend ein Goldarbeiter werden diese Idee verwenden."

„Aber beide," fuhr Marcial fort, „Flora, die weiße Lilie, und Lagrimas, das demüthige Veilchen, verschwinden an der Seite derjenigen, die da die Königin der Blumen und von Allem ist. Ich bilde mir ein, daß ihr Tollheiten gefallen. Was meinst Du, Genaro, der Du ja ein so sorgfältiger Beobachter bist?"

„Ich glaube es wohl," versetzte dieser.

„Ja, ja," fuhr Marcial fort, „ich habe bemerkt, daß ich ihr besser gefalle, seit ich ein gewisses ungebundenes Wesen angenommen habe."

„Bilde Dir nichts dergleichen ein, Marcial," sagte Fabian, „Reina liebt Dich nicht."

„Nun, wen liebt sie denn?" fragte Marcial, indem er sich so rasch umdrehte, daß er einen Stuhl umwarf.

„Das ist mir unbekannt, aber Dich nicht."

„Woher weißt Du das, Don Orakel?"

„So gut, wie ich weiß, daß es Tag ist, denn ich sehe es. Und, ach, mein Geliebter, die Enttäuschung ist, wie die Cholera und die Demagogie, eine der Plagen unseres Jahrhunderts."

„Aber wer kann mit mir wetteifern? Euch, die Ihr bereits verliebt seid, wird es gewiß nicht einfallen, mir wehe zu thun, wenn ich gleich nicht die Großmuth des Phocion besitzen sollte.“

„Des Scipio,“ bemerkte Genaro.

„Des Phocion!“ wiederholte Marcial. „Ich, der ich ein Gedicht gemacht habe, und zwar ein reines Originalgedicht.“

„Das Erstere gebe ich zu, aber das Letztere bezweifle ich. Doch sage uns endlich das Gedicht her, denn seit vierzehn Tagen peinigst Du uns mit demselben.“

„Damit Du dir meine Gedanken aneignest?“ entgegnete Marcial.

„Ich gebe Dir mein Wort, daß ich es nicht thun werde.“

Marcial war vor Entzücken ganz außer sich, daß seine Dichtung endlich ihr Licht leuchten lassen konnte, und hochtrabend deklamirte er:

„Königin von allen Herzen,
Du flößest solche Treue ein,
Daß die Vasallen sind dagegen,
Sagst Du: ihr sollt frei jetzt sein.

Diese seltsame Anomalia
In diesen Jahren des Lichtes

Deine Augen bloß verschulden,
Die da jedes Licht verdunkeln." *)

„Können Sie mir sagen, weshalb Sie so lachen?" fragte Marcial seine Freunde, als er das Gedicht vorgelesen hatte.

„Bei aller mir erwiesenen Gnade," versetzte Genaro, „die Verse sind köstlich, geistreich, scharfsinnig. Quevedo wird sie Dir beneiden. Was für ein treffendes Wortspiel!"

„Und wie gefallen sie Dir, Fabian?" fragte Marcial, „der Du der König der andalusischen Leier bist?"

„Es sind die schlechtesten von allen schlechten Versen, die Du je gemacht hast, Marcial; sie sind abscheulich, lächerlich."

„Purer Neid!" sagte Marcial, „purer Neid, Strom so ruhig, da Du kein reißender Gießbach sein kannst."

„Höre, Marcial," fiel Genaro ein, „wer ist denn der neue Freund, den Du dir angeschafft hast, und der wie ein geräucherter Hering aussieht?"

„O, das ist ein kleiner Eisenfresser."

„Aber wer ist es denn?"

„Wer es ist? was weiß ich!"

---

*) Wir haben bereits Marcial's Dichtertalent früher kennen gelernt.

„Nun, wie heißt er?"

„Tiburcio Civico."

„Ah, was für ein Name!" riefen die beiden Andern.

„Der Name ist allerdings nicht zu loben, ich leugne es nicht," versetzte Marcial. „Ich habe bis jetzt keinen Reim auf Tiburcio finden können."

„Aber, Marcial," sagte Genaro, der der eitelste von den Dreien war, „ich rathe Dir, mit diesem Don Niemand keinen vertrauten Umgang zu pflegen. Wenn Ihr beisammen seid, siehst Du wie der Goldthurm aus, er dagegen erscheint wie ein Blaserohr. Du bist jedoch auf neue Bekanntschaften versessen. Erinnere Dich des Sprüchworts: Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich will Dir sagen, wer Du bist."

„Freund, da ich Deputirter werden will, so muß ich mich populär machen. Verwünschtes Fleisch," fügte er hinzu, indem er sich den Frack zuknöpfte, „du bist feindseliger gegen den Körper als gegen die Seele gesinnt. Wenn dieser Wanst sich bis dahin gedulden wollte, daß man mich zum Deputirten wählt, hätte ich nichts dagegen; ich würde dann wie Mamerto Peel aussehen."

„Roberto," sagte Fabian.

„Mamerto!" wiederholte Marcial.

„Aber weshalb zieht Dich denn dieser unbekannte Wicht so an?" fragte Genaro.

„Weil wir miteinander disputiren; er ist Sozialist und ich wünsche ihn zu bekehren.“

„Da vergeudest Du Deine Zeit,“ meinte Fabian; „das ist ebenso, als wenn man sich Handschuhe anzwängen will, die um die Hälfte kleiner sind als die Hand.“

Wie die Drei auf die Straße treten wollten, trafen sie an der Hausthür einen kleinen Jungen. Marcial, der in der Mitte ging und nicht ausweichen wollte, sperrte seine langen Beine auseinander und schritt über den Kleinen weg, ohne eine Miene zu verziehen, und sagte blos: „Insekt!“

Das Insekt war ganz verblüfft, als es diesen Koloß von Rhodus über sich einherschreiten sah.

Vierzehntes Kapitel.

Oktober 1846.

An demselben Nachmittag befanden sich auf einem Balkon, der nach der Gartenseite des Hauses der Marquise von Alocaz hinauslag, drei junge Mädchen, welche von den Blüthen und Zweigen der Schlingpflanzen verborgen gehalten wurden, als wollte der Garten seine schönsten Blumen mit einem grünen Schleier verhüllen.

Die größte von den Dreien stützte ihre Hände auf

das Geländer und lehnte mit dem Rücken an demselben, so daß in dieser Stellung die Anmuth, die Fülle und die Vollendung ihrer Gestalt recht ersichtlich wurde. Vom Gürtel zur Erde fielen die reichen, breiten Falten ihres himmelblau-seidenen Moiréekleides. Ein Spitzenvorhemdchen bedeckte den Hals und wurde über der Brust von einer Broche von Gold und Email zusammengehalten. Ihr dunkel-kastanienbraunes Haar bildete lockere Schleier und ihre Stirn krönte eine Ferroniere, die hohen Stirnen und scharf geschnittenen Profilen so gut steht.

Ihr gegenüber befand sich ein anderes Mädchen von mittlerer Größe; sie lehnte in dem Winkel der Zimmerthür und änderte ihre Stellung so wenig, daß man ihre Gestalt kaum näher bestimmen konnte.

Sie war weiß und roth, dabei blond, was in Andalusien selten vorzukommen pflegt, und eben deshalb hübschen Mädchen die Zier und den Schmuck exotischer Blumen verleiht. Ihre blauen Augen waren anmuthig, lebhaft, boshaft und sanft zu gleicher Zeit, gerade wie ihre Herrin. Ihr Mund glich einer Erdbeere, er lächelte stets und ließ zwei Reihen prächtiger Perlen sehen, die fortwährend im Wiederschein des Lichts und der Freude erglänzten. Sie trug ein Kleid von grünseidenem Taffet, und ihr Vorhemdchen war mit drei rosa Bandschleifen geziert, deren oberste bei jedem Lufthauch hin- und

herschwankte und die fröhliche Beweglichkeit ihrer Herrin nachahmte. An beiden Seiten ihres Gesichts hingen lange, fast aufgelöste Locken herab, die dem Antlitz solche Anmuth verleihen. Zwei rosa Schleifen oberhalb der Ohren schienen diesen mit ihrer Seidenstimme rosige Gedanken zuzuflüstern. Das Mädchen hieß Flora von Osorio und war die Nichte des vertrauten Freundes der Markise, Don Domingo Osorio, sowie Reina's Verwandte und unzertrennliche Freundin.

Gelehnt an die Brüstung des Balkons, den Ellbogen auf ein Tischchen gestützt, während das Gesicht auf der Hand ruhte, blickte das dritte dieser jungen Mädchen gen Himmel. Seine Gestalt war klein und außerordentlich mager. Es trug ein lila und weißes Leinwandkleid von sackförmigem Zuschnitt und vorn übereinander gekreuzt. Ein starker Gürtel umgab die Taille, und die schweren Troddeln an seinen beiden Enden gaben dem Körper die Form, wie sie die Mode erheischt, ohne Hülfe des Fischbeins, dessen selbst noch so geringe Härte das schwächliche, zarte Mädchen nicht hätte erleiden können. Das schwarze Haar bildete anspruchslose, flache Seitenzöpfchen, die sich unterhalb des Ohres mit einem prächtigen Zopf verbanden. Seine Fülle und Stärke deuteten auf einen organischen Fehler, wie man dies bei schwächlichen Naturen anzutreffen pflegt.

„Wie schlecht behandelst Du Marcial, Reina,“ sagte

das Mädchen mit den Rosaschleifen, „und er ist doch ein Bräutigam, wie man deren selten findet, ein vollkommen passender Bräutigam, glaube es mir, denn meine Mutter lobt ihn, und dies deutet offenbar und untrüglich darauf hin, daß er ein guter Bräutigam ist. Außerdem, Du Unempfindliche, besingt er Dich ja, wie Fabian sagt."

„Das mag immerhin der Fall sein," erwiederte Reina; „wenn aber Verse wirklich die Herzen mit Sturm erobern, nun, da muß sich das Deinige in großer Gefahr befinden, denn Fabian . . ."

„Ja, ja," unterbrach sie Flora, „was Verse anbelangt, so gleicht Fabian dem Monat Mai mit seinen Blumen; es kostet ihm keine große Mühe, dergleichen hervorzubringen. Anders verhält es sich aber mit dem armen Marcial, der muß sie von seinem Gehirn mühsam abhaspeln."

„Ich begreife nicht, wie man immer und immer wieder ein Terrain bebauen kann, auf dem die Früchte nie gerathen," versetzte Reina.

„Marcial will Dich in der Geographie unterrichten, weißt Du das schon?"

„Mich? wenn er mir mit einem solchen Vorschlage kommt, werde ich ihm die Thür weisen."

„Welche Undankbarkeit, Reina! Fabian wollte mir Unterricht im Französischen ertheilen. Ich hatte keine

Lust dazu und so kamen wir denn in einem Monat nur bis zum ponchu,*) welches so viel wie guten Tag bedeutet. Dieses ponchu wurde mir aber höchlichst zuwider; daher meinte ich, er könnte mir der Abwechslung halber das Lateinische beibringen, da ich von dem ja bereits etwas wußte, z. B. dominus tecum und sursum corda."

„Und er hat es Dich gelehrt?" fragte Reina, wobei sie laut auflachte.

„Versteht sich; aber was that dieser Verräther? Ich lernte von ihm einige Verse, die mir leichter als das ponchu zu Kopf gingen; denn das Lateinische ähnelt dem Spanischen mehr als das Französische. Diese Verse sollten, wie er sagte, bedeuten: Liebt, liebt, schöne Engel, die ihr seit Jahrhunderten beachtet und geliebt werdet. Das schien mir recht hübsch zu sein, obgleich ich es nicht ganz verstand. Da es mir aber bei vielen neuesten Gedichten ebenso ergeht, so erschien es mir als eine Ungerechtigkeit, wenn ich eines so geringfügigen Umstandes halber mit meinem Beifall zurückhalten wollte, zumal da es mir mit einer Ode Lamartine's, die ein Freund meines Bruders übersetzt hatte, nicht anders erging. Ich lernte also diese lateinischen Verse auswendig und sagte sie wie ein Papagei her, oder vielmehr, ich

*) Ausgesprochen: pontschu, soll bon jour sein.

deklamirte sie so, daß es Mathilde Diez nicht besser hätte machen können. Eines Tages hörte mir mein Vater zu und fragte mich: Was sprichst Du da? Ich that so breitspurig und so selbstzufrieden wie der Rabe in der Fabel, als er vernahm, daß seine Stimme so vortrefflich wäre, öffnete meinen Schnabel und sagte laut und melancholisch:

Edite, bibite, collegiales,
Post multa secula pocula nulla.

Allein, wie wenn das Gaslicht plötzlich erlischt, so erging es meiner Freude, als ich sah, wie mein Vater die Stirn runzelte und sagte: das hätte ich gewiß von meinem Bruder gehört; wenn jedoch dergleichen Possen im Munde eines Studenten allenfalls erträglich wären, so klängen sie dagegen im Munde eines Mädchens lächerlich und unschicklich. Aber, Vater, rief ich ganz erschrokken, wollen Sie mir nicht die Bedeutung dieser Worte mittheilen, die ich für hocherhaben hielt. Darauf erwiederten Se. Gnaden:

Trinket, esset, Genossen,
Nach Jahrhunderten giebt es keine Becher.

Meine Wuth gegen den schändlichen Verräther war so groß, daß ich ihm denselben Abend erklärte, ich würde weder vor noch nach den Jahrhunderten irgend etwas, was er mir zu Gefallen thun wollte, annehmen, und bezüglich unsers fernern Verkehrs erklärte ich ihm in gu-

tem, anständigen Latein: ite missa est. Er bat mich aber in Prosa und in Versen, mit gefalteten Händen und melancholischen Blicken so vielmal um Verzeihung, daß ich ihm endlich dieselbe angedeihen ließ, um nicht fortwährend Seufzer hören zu müssen, die meine Nerven angriffen."

„Du hättest ihm gar nicht verzeihen sollen," sagte Reina lachend; „Du hättest außerdem schon bei meinen Lebzeiten von mir das Herz Marcial's erben können, dessen Besitz ihm so lästig und so beunruhigend ist, daß er es gern irgendwo unterbringen möchte."

„Nein, meine Tochter, ich vertrage mich ganz gut mit Fabian, von dem ich jetzt Griechisch lerne. Aber, Lagrimas," fügte Flora hinzu, und wandte sich zu dem an den Balkon gelehnten Mädchen, „woran denkst Du? Du bist ja noch ein wenig schweigsamer wie sonst."

Wie das Mädchen seinen Namen nennen hörte, zuckte es furchtsam zusammen und erwiederte sanft:

„Ich betrachtete jene kleine Wolke und dachte: sie sieht so purpurn aus, weil sie über einen ihr von der Sonne zugeworfenen Blick erröthete, wie es einer Schäferin ergehen würde, wenn der König sie anblickte."

Flora sah zu der rosigen Wolke hinauf und meinte:

„Weißt Du, was mir bei ihr einfällt, daß sie, wenn sie herabkäme, einen rothen Regen bringen könnte; dann wäre morgen Alles roth, vom friedlichen Betis, der wie

ein Blutstrom aussähe, bis zur Nase Marcial's, die roth anlaufen würde."

„Mir scheint es," sagte Reina, „daß wir morgen schönes Wetter haben werden, denn Abendroth bringt den nächsten Tag Sonnenschein; ich werde daher morgen zu den Buden und dann zum Ablaß des heil. Julian gehen."

„Diese Lagrimas," bemerkte Flora, „lebt stets zwischen den Wolken wie die Sterne, zwischen den Winden wie die Wetterfahnen, und im Meer wie die Perlen. Wie leicht, meine Tochter, kann sich daraus eine fixe Idee gestalten; scheint es doch schon jetzt ein Nachklang des Irrsinns zu sein, der Dich erfaßt, wenn Du so vor Dich hinstarrst; dann ist es um Deinen Verstand geschehn und Du redest in den Tag hinein."

„Das ist wohl möglich," erwiederte Lagrimas.

„Nein, nein," entgegnete Reina, „das ist die Folge von den Eindrücken, die sie als Kind empfangen hat, und da müssen wir, Flora, sie zu zerstreuen suchen, aber wir dürfen sie nicht schmälen, wie die Mutter Socorro sagt."

„Du weißt, Lagrimas," sagte Flora, „daß ich verstehe, was Reina eigentlich will. Mein Herz nennt Fabian die reinste und unbefleckteste Schneeflocke vom Parnaß oder vielmehr vom Mont Blanc — in meinem Kopf ist ein zu großes Drunter und Drüber von Ver=

gen —; wenn jedoch in dies mein Herz die Eifersucht, diese widerwärtige Schlange, dieses Aufruhr erregende Ungeziefer, ihren Einzug hielte, müßte ich nicht Dir die Schuld geben? Allein, merke Dir: ich bin kein weinerliches Ding, ich liebe Scherz und Lachen und mag kein Thränentuch vorstellen. Sein dichterisches Numen — ich weiß nicht, was er damit meinen mag — und Deine Visionen passen sehr gut zu einander. Jüngst war davon die Rede, welchen Eindruck auf Dich Wind und Sturm machen, und wie Du darüber Dich zu äußern pflegst; da nannte er Dich eine Aeolsharfe. Nun wußte ich nicht, was das für ein Instrument war, ob es einen galizischen Dudelsack, ein Fagott oder Pauken vorstellte; da mußte er es mir denn erklären. Wisset also: die Deutschen lieben die Musik so sehr wie alles Romantische und Phantastische, daß sie ein Ding erfanden, welches der Sehnsucht nach diesen drei Herrlichkeiten volle Genüge leistet: eine Harfe nämlich, die sie auf den hohen Thürmen ihrer Ritterburgen anbringen und die vom Hauch des Windes harmonisch erklingt. Man nannte sie Aeolsharfe, weil Aeolus der Vater der Winde ist — nach der Mutter habe ich vergessen zu fragen. — Ihr, die Ihr in der tiefsten Finsterniß bezüglich des Ursprungs und der Wirkungen der Aeolsharfe lebt, Ihr könnt hieraus ersehen, wie nützlich auch für Euch mein Umgang mit einem ritterlichen Studenten ist."

„Das will nichts sagen," meinte Reina.

„Mit einem Dichter!"

„Das will gar nichts sagen."

„Mit einem Aufgeklärten!"

„Das sagt erst recht nichts."

„Aber, Reina, Reina!" rief Flora, „wie kannst Du denn so wegwerfend reden. Wofür hältst Du Fabian?"

„Er ist ein unterrichteter junger Mann, meine Tochter, wovon Deine drei Bezeichnungen nichts besagen."

„Und was ist Marcial nach Deiner Ansicht, gestrenge Richterin?"

„Marcial? ein ausgezeichnet dicker Herr, ein übermäßiger Wortschwall und merkwürdig rechthaberisch."

„Genaro?"

„Ein schmutziger Geizhals."

„Das sind mir schöne Dinge: Du machst ja alle drei zu prächtigen Leuten! Reina, Reina, Du stellst Dich denn doch wohl etwas gar zu hoch und blickst auf Alle herab wie Cäsar auf der alten Alameda. Ich prophezeie Dir, erhabener Thurm, bei der ersten Erschütterung stürzest Du platt zu Boden."

Reina lachte, sang und fragte dann:

„Flora, hast Du Lagrimas schon singen hören?"

„Nein, niemals. Sie singt? Doch ich wundere mich darüber nicht. Fabian nennt Euch die Perle und den Brillanten; wenn Du als Brillant tanzest, weshalb

sollte da die Perle nicht singen. Wohlan, Lagrimas! singe!"

„Ich habe keine Stimme, auch weiß ich kein Lied," erwiederte diese. „Nicht wahr, Reina?"

„Ja und nein . . . Du hast eine schwache Stimme, aber sie ist äußerst lieblich und wohlklingend; Du weißt keine Lieder, was man so Lieder nennt, aber wohl andere Dinge, die sich singen lassen. Laß Dich nicht bitten, Lagrimas, Du bist ja sonst immer so gefällig. Wir sind allein, also verlange nicht erst viele Komplimente. Singe, was Du zu singen pflegst, das Liedchen von der Blume Lilila; wenn es gleich nur ein Kinderlied ist, so sind doch Verse und Melodie gleich köstlich. Ich werde die zweite Stimme übernehmen."

Das nachgiebige Mädchen sang mit seiner feinen Stimme, begleitet von Reina's klaren und kräftigen Tönen, die jene zu tragen schienen, das Lied, welches so endet:

Mitleid habe Du mit ihnen.
Habe ihnen schon verziehen,
Denn Verzeihen ist so süß!

„Mit welchem Ausdruck sie singt!" sagte Flora, als das Lied zu Ende war.

„Weil ich," meinte Lagrimas, „von allen Eigenschaften Gottes die, daß er ein allverzeihender ist, am Besten begreife."

„Und ich die, daß er ein allgerechter ist," bemerkte Reina.

„Und ich," fügte Flora hinzu, „die, daß er nicht nachläßt im Geben. Geben ist die höchste Freude, ist das höchste Glück."

„Wohlan," sagte Reina, „gehen wir nach dem Herzogsplatz, es ist bereits spät. Komme, Lagrimas."

„Ich möchte nicht mitgehen," erwiederte diese.

„Und weshalb nicht, Liebchen?"

„Ich bin müde."

„So lasse sie doch, Reina!" erklärte Flora. „Man macht sich den Leuten am angenehmsten, wenn man ihren Wünschen nachkommt. Das ist eine so großartige und eine so vortreffliche Lehre, die ich aber meiner Mutter trotz aller Mühe nicht einprägen kann."

„Was willst Du allein hier anfangen?" fragte Reina Lagrimas; „die rosigen Wolken sind verschwunden."

„Sie wird die Sterne zählen, wie sie einer nach dem andern zum Vorschein kommen," sagte Flora, „um zu sehn, ob einer fehlt."

„Du wirst das Rauschen vernehmen," fuhr Reina fort, „das nach Deiner Meinung vom fernen Meer herrührt und Dich so ängstigt."

„Nein, Reina, heut bin ich ruhig; ich werde Musik hören."

„Du wirst den Wind hören und glauben, daß die Natur seufzt, denn das ist ganz Deine Art.“

„Nein, Reina, der Wind, welcher seufzt, ist schwach und stört mich nicht in meiner Ruhe.“

„Er ist so friedlich wie Du,“ sagte Reina und küßte Lagrimas, die sie umarmte und ihr Haupt auf Reina's Schulter legte.

„Schweigsam, immer schweigsam,“ erklärte Flora: „sie sagt nicht ponchu, dieses kleine, wohlerzogene Aeolskind.“

Darauf stellte sie sich hinter die beiden Freundinnen, welche sich umschlungen hielten, stieg auf die Stufe des Balkons, bog einen Zweig der Schlingpflanzen, ohne ihn abzubrechen, als Kranz über sie und sagte: „Ein lebendes Bild!“

Fünfzehntes Kapitel.

Oktober 1846.

Die drei Freunde aus Estremadura waren ebenfalls auf dem Wege nach dem Herzogsplatz, als sie aus der auf der Straße sich bewegenden Menge einen kleinen Kopf hervorragen sahen, mit einem Gesicht wie eine Messerschneide. Die Nase war groß, die Augen klein, schwarz, melancholisch und zerstreut, nur daß sie zuweilen

durchdringend, mißtrauisch und feindselig aufblickten, wie aus dem dichten und einförmigen Dampf eines Vulkans zuweilen Flammen aufleuchten. Er war im allerschlechtesten Geschmack gekleidet, denn Weste und Beinkleider waren von einem schreiend bunten und furchtbar karrirten Zeug angefertigt, während der weißliche Mantel wie ein Knöchelwärmer aussah. Von gleicher Farbe war der ungarische, republikanische Hut à la Montalban, der seinen Chef bedeckte, wie die Franzosen mit Recht ihre Köpfe zu nennen pflegen. Dieser Hut machte das an sich schon schwarzbraune Antlitz nur noch dunkler. Ein großer Schnurrbart, der aus der Nase herabzuhängen schien, machte diese Erscheinung nur noch lächerlicher.

Es war unser Freund Tiburcio. Er war ein Jahr lang in Madrid gewesen und hatte es mit leerem Beutel verlassen, nachdem er selbst die letzte Olive auf den Altären des edlen Ehrgeizes hingeopfert hatte. Jetzt nagte er in Sevilla am Hungertuche und versuchte s, ll und z nach kastilischer Weise auszusprechen, wie er es in Madrid gelernt hatte; das gelang ihm aber dergestalt, daß die Andalusier darüber ganz verblüfft wurden. Kaum wurde Marcial seiner ansichtig, als er sich sofort von seinen Freunden trennte und ihm entgegen ging.

„O, unbesiegter Demagoge!" rief er ihm zu, „ich freue mich, Sie zu treffen und wünsche, Ihnen meine Freunde vorzustellen."

„Große Ehre," versetzte Tiburcio mit ernster Stimme; denn trotz seiner Ansichten war er auf den Umgang mit vornehmen Leuten wie versessen.

Die Freunde waren jedoch weiter gegangen und im Gedränge verschwunden.

Marcial und Tiburcio gingen demnach zusammen weiter, und beim Umbiegen um die nächste Straßenecke kamen sie gerade auf Reina zu. Marcial grüßte sie, sie that jedoch, als wenn sie ihn nicht sähe, und erwiederte den Gruß nicht.

„Sennor," sagte Tiburcio, „die Menschheit muß sich regeneriren."

„Die Verbesserungen," erwiederte Marcial, „werden durch die belebende Wärme der Sonne hervorgerufen und nicht durch die alles versengenden Flammen einer Feuersbrunst; daher, mein Freund . . . Reina, obwohl Du es nicht haben willst, so liege ich Dir doch zu Füßen."

„Immerhin, Marcial!" versetzte sie; wie sie aber die seltsame Figur Tiburcio's ansichtig wurde, schaute sie ihn festen Blickes an und sagte zu Flora: „Herr Jesus, was für eine Fratze! In welcher Trödelbude hat Marcial diese wunderliche Scharteke aufgelesen?" Dabei lachte sie laut auf.

„Sie sehen es," rief Tiburcio wüthend, „Sie sehen es, wie übermüthig und hochfahrend Ihre Aristokratinnen sind."

„Weil sie bei Ihrem Anblick lachte? Dasselbe hätte

sie auch bei dem des Buti Bamba gethan, der erst dann vollendet sein würde, wenn er ihr Gesicht hätte. Mein Freund, Reina ist meine Cousine; sie ist der eingefleischte Spott, wie Sie die eingefleischte Opposition sind. Das ist bei ihr kein Uebermuth, das ist bei ihr der gewöhnliche Lauf, Antrieb, Unbesonnenheit der Jugend, der Dorn dieser Rose. Sie verfährt sogar mit mir nicht anders... Wollen Sie ihre Bekanntschaft machen? wollen Sie, daß ich Sie mitnehme?" fügte Marcial martialisch hinzu.

Dieses Anerbieten war Tiburcio über die Maßen angenehm, weshalb er sofort darauf einging.

„Ich mache Sie blos darauf aufmerksam," bemerkte Marcial, „daß Sie dort, wohin ich Sie mitnehme, mit keinem von Ihren Grundsätzen zum Vorschein kommen; Ihre moralischen Wasserfluthen, Ihre antireligiösen Prinzipien würden die Abendgesellschaft aus dem Gleichgewicht bringen. Das geht dort nicht, Freund. Man verjagt dieselben, wie die Hunde aus der Messe. Uebrigens ist die Markise meine Tante und trägt diejenigen, welche ich ihr vorstelle, auf Händen."

Die beiden Freunde begaben sich, da für sie die Besuchstunde noch nicht gekommen war, in eine Eisbude, allein das Gefrorene vermochte nicht das Feuer ihrer politischen Diskussionen zu dämpfen.

Inzwischen versammelten sich die Genossen der Abendgesellschaft bei der Markise. Obgleich bereits der Oktober

mit dem Vortrab kalter und feuchter Nächte angelangt war, hatte der Sommer doch noch so viel Wärme hinterlassen, daß Thüren und Fenster weit offen gelassen werden konnten. Lagrimas saß in der Nähe des Balkons und im Schatten seiner Thüren; Genaro saß ihr zur Seite.

Ihnen gegenüber, außerhalb des Schattens, befand sich Reina, goldig in dem hellen Glanz der Kerzen; bei ihr saßen Flora und andere Mädchen, die von einer Gruppe Herren umgeben waren; unter diesen bemerkte man Fabian. Genaro hatte den Fächer der Lagrimas in die Hand genommen und spielte mit ihm.

Diese Sitte, daß diejenigen, welche einer Dame den Hof machen, deren Fächer nehmen, ist, nebenbei bemerkt, nicht verständig, und fördert am allerwenigsten ihr Interesse. Allerdings giebt es das Verlangen zu erkennen, wenn auch nur auf Augenblicke, etwas von dem zu besitzen, was der Geliebten gehört, und zugleich ist es ein galanter Beweis, daß man ein Vergnügen daran findet, etwas berühren zu können, was deren Hände berührt haben, allein es hat auch mancherlei schlimme Folgen. Sind namentlich diese Usurpatoren Herren, welche den Degen führen, so verstehen sie nicht den Fächer zu handhaben; sie zerbrechen ihn daher entweder, oder sie verderben seine Schließung. Ein so verdorbener Fächer, der sich nicht wieder zusammenlegen läßt, ist aber einem De-

gen ohne Griff, einer Feder mit einem wie eine römische Fünf klaffenden Schnabel gleich. Wenn wir nun gleich nicht zweifeln, daß es Heldinnen giebt, die die leichte Schließung ihres Fächers einem jungen, verdienstollen und eleganten Herrn edelmüthig zum Opfer bringen, so giebt es doch auch wiederum Töchter der Eva, die nicht bis zu dieser Höhe gelangt sind und mit traurigen, ängstlichen Blicken die Evolutionen verfolgen, deren Märtyrer ihr theurer Gefährte ist; das macht sie zerstreut, bringt sie in Verlegenheit und baare Prosa in die allerpoetischste Stimmung. Aber es hat auch noch schlimmere Folgen: wenn man den Damen ihr Eigenthum entzieht, so verlieren sie das, was die Franzosen contenance nennen, d. h. die Haltung, die Fassung, die Anmuth des Körpers und der Persönlichkeit, welche in dem Fächer eine Stütze findet. Es verdammt besonders die Schüchternen zur Unbeweglichkeit und ihre Hände zu einer ungewohnten Ruhe, die ihnen lästig wird. Diese sehen dann so hinfällig und träge aus, wie zwei Wimpel, denen eine Brise fehlt. Man kann sich für überzeugt halten, daß jeder Fächerraub eine kleine Aufwallung des Unmuthes zur Folge hat; freilich wird er nicht in solche Wuth ausbrechen, wie sie sich der Sabinerinnen bemächtigte, als sie von den Römern geraubt wurden; aber etwas Aehnliches findet statt. Wir haben daher nur Dein eigenes Interesse im Auge, Leser, wenn

wir Dir rathen, einem solchen Hange zu verliebtem Vandalismus keine Folge zu geben. Im Laufe Deines Lebens wirst Du die Vortheile davon selbst einsehen lernen, und dann wirst Du eines Tages sagen: Gepriesen sei Fernan Caballero; schade, daß ich ihn nicht kenne; wie gern würde ich ihm einen Gegendienst leisten.

Lagrimas hielt also ihre Hände übereinandergefaltet auf den Knieen, wie sich bei einem Jasmin zwei Blüthen umarmt halten. Sie vermißte ihren Fächer bloß deshalb, weil sie nicht wußte, was sie mit ihren Händen beginnen sollte, denn die Hitze konnte ihrer amerikanischen Läßigkeit und Ruhe nichts anhaben. Das sanfte Mädchen sprach nicht und blickte gen Himmel.

„Sie sind immer traurig," sagte Genaro, „und nehmen an der lebendigen Unterhaltung der Uebrigen keinen Theil."

„Das ist richtig," versetzte Lagrimas, „ich verstehe nicht zu lachen."

„Ich bin ebenfalls kein Freund des Lachens, es hat einen nicht zum Herzen stimmenden Ton, es macht dasselbe flatterhaft und kalt."

„O nein," entgegnete Lagrimas, „das Lachen ist eine herrliche Gabe Gottes, wie ein sonniger Tag auch eine solche Gabe ist, und ich beneide einen Jeden darum; denn es giebt Leben ohne Lachen und ohne Sonnen-

schein, und die ebenso in Trauer gehüllt sind, wie dort die Wolken sich wie in ein weißes Leichentuch hüllen."

Lagrimas neigte das Haupt und gab sich jener Trauer hin, die selbst die vom Mond erhellte Nacht hervorruft.

Beide schwiegen eine Weile, denn Genaro lauschte mit seinem feinen Gehör und mit aller Aufmerksamkeit auf das, was Reina und Flora mit einander flüsterten; es schien ihm nämlich, als hätte er seinen Namen gehört, und darin täuschte er sich nicht.

„Genaro ist sterblich in Lagrimas verliebt, das sieht man klar," sagte Flora.

„Da thut er recht daran," versetzte Reina, „denn sie ist ein herrliches Wesen, eine Taube ohne Falsch. Freilich ist sie ein wenig langweilig, da er es aber im höchsten Grade ist, so wird dieses Wenige bei ihm keinen Anstoß erregen."

„Genaro langweilig?" rief Flora. „Das kann wirklich nur Dir in den Sinn kommen, die einen nie zu genügenden Geschmack hat. An Jedermann findest Du etwas auszusetzen. Ei! Genaro langweilig! Hat er doch leichteres Blut wie ein Vogel."

„Das heuchelt er."

„Das kann sein, denn es giebt mehr unter, als über der Erde. Weißt Du aber, was der Rektor zu meinem

Vater gesagt hat: er ist der lebhafteste, geweckteste und fleißigste Bursche auf der Universität."

„Meine Tochter," entgegnete Reina, „ich richte mich bei meinem Urtheil nie nach der Meinung anderer Leute, am wenigsten nach der würdiger Väter."

Diese geheime Unterredung endete mit einem Gelächter, zu welchem Flora durch die letzten Worte Reina's veranlaßt wurde.

„Sehen Sie," sagte Genaro zu Lagrimas, „der Himmel scheint wieder aufzuleben und sein Leichentuch zerrissen zu haben, dessen Fetzen verschwinden. Sie müssen dem Himmel nachahmen und ihr Leben von diesem Leichentuch der Trauer befreien; denn das Leben ist mit sechszehn Jahren schön."

„Nicht die größere oder geringere Zahl der Jahre macht das Leben schön," versetzte Lagrimas, „sondern die größere oder geringere Zufriedenheit und Heiterkeit. Ist die Nacht schön, trotzdem sie bereits jetzt beginnt?"

„Allerdings ist sie es; und sehen Sie ihre Sterne, wie sie uns zulächeln, um uns zu beleben."

„Ich erblicke sie durch das durchsichtige Weiß jener Wolkenstreifen, wie Augen hinter Thränen. Alles ist traurig, Genaro, man mag nach oben oder nach unten schauen."

„Wenn Sie liebten, Lagrimas, würde Ihnen das Leben nicht traurig erscheinen."

„Giebt die Liebe Heiterkeit?“ fragte das sanfte Mädchen.

„Sie gewährt Glück, was noch mehr sagen will,“ versetzte Genaro.

„Ich bezweifle es.“

„Ueberzeugen Sie sich davon.“

„Und wenn ich mich nicht überzeuge?“

„So kehren Sie wieder zu Ihrem Gleichmuth zurück.“

„Und wenn der Gleichmuth dem Paradiese gliche, in welches man nicht zurückzukehren vermag, nachdem man es aufgegeben?“

„Der Gleichmuth ist kein Paradies, Lagrimas, er ist eine Wüste.“

Eben ging Marcial mit Tiburcio zur Estrade*) und stellte ihn seiner Tante vor. Marcial war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um bemerken zu können, was um ihn her vorging. Er sah daher nicht, welchen Eindruck sein Triumpheinzug auf die spottsüchtigste Gruppe der Mädchen machte.

„Was bringt uns da Marcial für einen Regenbogen zu Fuß, Marcial, mein großer Cousin?“ sagte Reina.

*) So heißt der Theil des Gesellschaftszimmers, welcher entweder erhöht oder mit einem Teppich bedeckt ist; hier befindet sich die Dame des Hauses.

„Höre, Fabian," fragte Flora, „ist diese Wurst aus Estremadura?"

Reina aber fuhr fort: „Marcial könnte seine Entdeckungen als Vogelscheuchen gebrauchen. Ob diese aus dem naturhistorischen Kabinet herrührt?"

„Nein," versetzte Flora, „es ist ein Phantasiegebilde, wie es auch nach Fabian's Erklärung der Vampyr ist."

Die Uebrigen classificirten ihn aber also:

„Er ist ein Mondbewohner."

„Er wird unter Blauholz mit angekommen sein."

„Er ist im Schatten gewachsen."

„Siehst Du nicht, daß er ein Schnurrbarthalter ist?"

„Er ist eine Fratze."

„Aber, Fabian, Sie müssen doch wissen, wer dieses Phänomen ist?" fragte Reina.

„Er hat die unmittelbare Anwartschaft auf eine Alcaldie," versetzte dieser.

„Und wie heißt er?"

„Tiburcio Civico."

„Herr Jesus, was für ein Name!" sagte Flora. „Wenn man ihn mir gegeben hätte, ich würde mich seiner entledigt haben, und wäre ich dann selbst ganz namenlos geblieben."

„Der Name ist nicht sehr wohlklingend, weshalb denn auch Marcial, der alle seine Freunde zu besingen pflegt, sein Gehirn vergeblich zerarbeitet, um auf ihn einen

Reim zu finden. Reina, hat Marcial Ihnen schon das Gedicht gegeben, welches er auf Sie gemacht hat? Wissen Sie davon?"

„Es ist so gut, als wenn ich davon wüßte."

„Ich werde es Ihnen sagen, denn ich kann es auswendig."

„Auf keinen Fall."

„Fabian, Fabian," rief Flora, „das wäre Hochverrath, der eines Genossen des Lyceums unwürdig ist. Wenn Sie es thun, so spreche ich kein einziges Wort mehr zu Ihnen, nicht einmal ponschu."

Plötzlich stand Genaro auf, rief Fabian bei Seite und sagte:

„Höre, wenn Du uns ein Vergnügen bereiten willst, so bewege Reina, mit der Du ja näher bekannt bist, daß sie sich gegen diesen Popanz da freundlich erweist, und Marcial und er werden uns dann das köstlichste Schauspiel zum Besten geben."

Genaro kehrte hierauf wieder zu Lagrimas zurück und sagte:

„Wie leichtfertig und frivol müssen Ihnen solche Personen erscheinen, die nichts weiter als zu lachen wissen."

„Keineswegs, Genaro. Die Heiterkeit hat ein reges Leben; sie ist die Rüstigkeit der Seele, wie die Traurigkeit deren Schwäche ist; bei mir entspringt diese Traurigkeit aus körperlichen und geistigen Leiden."

„Sie erweckt solche Theilnahme, Lagrimas."

„O nein, nein, sie flößt Allen Widerwillen ein außer den Nonnen im Kloster, deren Mitleid sie erregt."

Inzwischen fragte Reina Fabian: „Was hat Ihnen Genaro gesagt?"

„Ich möchte Sie überreden, sich gegen den intimen Freund Marcial's freundlich zu erweisen, damit der Herr Beschützer in Wuth geräth."

„Sie mögen dem hinterlistigen Patron sagen, daß er sich eine Meerkatze kaufen mag, wenn er sich amüsiren will."

Jetzt traten Marcial und Tiburcio heran, deren Umfang bei dem einen so stark, bei dem andern so dürftig war.

Nach den ersten Komplimenten sagte Reina zu Tiburcio:

„Sie sind aus Madrid?"

„Nein, Sennora, ich bin ausch Villamar."

„Und wo liegt Villamar?"

„Cousine, verlangst Du, daß er Dir Unterricht in der Geographie ertheilen soll?" fragte Marcial.

„Ich mag nichts von dem lernen, was mit „ie" endet," versetzte Reina.

„Esch kann nicht auffallen, dasch Schie nicht wischen, wo dieścher unbekannte Ort gelegen ischt, den sogar der

Schennor Madozz in scheiner Geographie weggelaschen hat."*)

„Das ist ein ewiger Schandfleck für sein Werk," meinte Marcial. „Hätte Madoz mich zu Rathe gezogen, so würde so etwas nicht vorgekommen sein."

„Flora," sagte Fabian zu dem heitern Mädchen, welches die rosa Schleifen als Devise trug, „ist es wohl möglich, daß ich seit sechs Monaten vor Ihnen auf den Knieen liege und Ihnen mein Herz darbiete, während Sie sich nicht entschließen können, es anzunehmen, als wäre es ein Gefäß voll Wermuth?"

„Gut, ich werde es annehmen, denn sonst könnten ja Ihre Kniee so hart wie Beinschienen werden, und das möchte Ihnen wohl nicht gefallen. Aber ich nehme es nur an, wenn Sie dafür meinerseits einen Ersatz gestatten."

„Vortrefflich; werden Sie vielleicht Zinsen zahlen?"

„Nein, nichts da von Zinsen oder gar von Zins auf Zinsen."

„Auch nicht einmal einen Seufzer darf ich erwarten?"

„Einen Seufzer? Welche Abscheulichkeit! Solche

*) Wir müssen darauf aufmerksam machen, daß dies ein Scherz ist, denn der Ort Villamar ist vom Verfasser erfunden.

Seufzer gefallen mir ebensowenig wie die des Beichtvaters Pepe."

„Gott stehe mir bei, Flora! Immer haben Sie zu lachen und lassen Andere lachen."

„Immer bis post multa secula."

„Das Leben hat seine bewölkten Tage, Flora."

„Genießen wir deshalb die Sonne, so lange sie scheint."

„Reina," sagte inzwischen Marcial, „gefallen Dir Gedichte?"

„Ich verabscheue sie," versetzte diese.

„Civico macht hübsche Gedichte neben seiner Opposition."

„Herr Jesus, Herr Jesus! Es wäre besser, er bliebe nur bei seiner Opposition. Da Du dich aber so sehr der Poesie weihst, weshalb machst Du denn da keine Gedichte auf Lagrimas, um zu sehen, ob sie dadurch erheitert wird und ob sie über dieselben lachen kann?"

„Ich will keinem meiner Freunde Anstoß erregen, Reina, durchaus nicht."

„Welchem Freunde könntest Du anstößig werden?"

„Nun, Genaro! Weißt Du denn nicht, daß er sie liebt?"

„Hat er es gesagt?" fragte Reina ängstlich.

„Nein, er sagt in seinem Leben nie etwas, aber es ist sonnenklar."

Reina biß sich vor Verzweiflung in die Lippen.

Reina, die stolze, kalte, abstoßende Reina konnte nicht umhin, die ausgezeichneten Vorzüge Genaro's anzuerkennen, und hatte den Menschen lieb gewonnen, der einzig und allein und mit Entschiedenheit ihr keine Huldigungen spendete. Sie konnte sich wegen dieses Gefühls keine Rechenschaft ablegen, im Gegentheil, sie glaubte, daß die Nichtbeachtung, die in der deutlich ausgesprochenen Gleichgültigkeit Genaro's lag, aus einem Widerwillen gegen ihre Person entsprang.

Genaro seinerseits, ein ebenso stolzer als schlauer junger Mann, wußte sich geschickt des Mittels zu bedienen, vermöge dessen er in ihren Augen als ausgezeichnet und achtungswerth erscheinen mußte. Er wußte recht gut, daß gewöhnliche Aufmerksamkeiten derjenigen widerwärtig waren, die seine Seele erfüllte, sein Herz erschütterte, deren Besitz seiner Eigenliebe schmeichelte, seinen Ehrgeiz befriedigte, alle seine Hoffnungen auf Glück krönte, und mit einem Wort sein Ideal verwirklichte. Lagrimas war für ihn das, was wir vom Fächer bemerkt haben, eine Beschäftigung, ein Stütz- und Anhaltepunkt; während er sich anscheinend mit diesem sanften Mädchen unterhielt, war seine ganze Aufmerksamkeit auf Reina gerichtet.

„Waren Sie des Vergnügens halber in Madrid?" fragte Reina Tiburcio, der seinen Hut nicht aus der

Hand legte. Durch ein Loch des Handschuhes erblickte man einen Ring, dessen Gold nicht aus Kalifornien stammte, und der ganze Mensch sah so ernst und feierlich wie ein Leichenbegängniß aus.

„Zum Theil,“ antwortete er albern, „zum Theil zog mich der edle Ehrgeiz hin, der jeden guten Patrioten erfüllt, wofern er scheinem Vaterlande dienen will.“

„Sie thaten wohl daran, denn es fehlt dort an verwendbaren Leuten.“

„Dasch ischt dort nicht so slimm; dasch slimme ischt, dasch man die Unwürdigen den Würdigen vorzieht.“

„Und Sie erreichten nichts?“

„Nichts.“

Währenddem sagten die übrigen Mädchen zu Flora:

„Sage, Flora, wie ist es eigentlich mit dem Vampyr, von dem Du vorher sprachst?“

„Der Vampyr,“ versetzte die Gefragte, „ist ein hochgewachsener, dürrer, bleicher, traurig aussehender Mensch, der seinen eigenthümlichen Durst nicht bei klaren Quellen, noch aus frischen Kühlkrügen löscht, wie wir, sondern auf Kirchhöfen; dort gräbt er die Leichen aus und trinkt ihr Blut.“

Es läßt sich die Wirkung gar nicht beschreiben, die dieses furchtbare Gebilde finsteren, nordischen Trübsinnes auf die blühende, heitere Phantasie der andalusischen Mädchen machte.

„Wie greulich!" rief das eine. „Es ist die Geburt eines bösartigen Fiebers!"

„Es hat es ein Verrückter im höchsten Stadium des Wahnsinns erfunden," sagte ein anderes.

„Flora, wie kannst Du nur so etwas wiederholen? Es ist mir übel geworden, ich möchte mich erbrechen," meinte ein drittes.

„Solche Erfindungen sollten geradezu verboten werden," versicherte ein viertes.

„Das wird man nicht thun, denn wir sprechen ja bloß hier davon. Also beruhigt Euch," sagte Flora; „zur Ordnung! wie es bei den Cortes heißt. Dort im Norden eifern sie gegen unsere Stiergefechte, und je mehr sie über dieselben reden und schweigen, desto mehr Lanzen- und Degenstöße, desto mehr Todeskämpfe, Keulenschläge und Blut giebt es hier. Es ist nun einmal nicht anders, macht also keine unnützen Worte und seid überzeugt: der Mann ist eine von einem Weibe stammende wilde Bestie, wie die scheusliche Raupe von einem Schmetterling stammt. Nur seiner Abkunft vom Weibe dankt es der Mann, daß er auf zwei Füßen geht."

„Gott stehe mir bei, Flora!" sprach Fabian, „was würden denn die Weiber ohne Männer sein?"

„Besser!" versetzte diese.

„Was will Deine Mutter von mir?" fragte Mar-

cial vor dem Weggehen Reina; „sie hat mir gesagt, ich soll sie morgen Mittag besuchen."

„Sie hat erfahren, daß Du gespielt hast," antwortete Reina, „und ist darüber sehr ungehalten; wahrscheinlich wird sie Dir also den Kopf waschen."

Marcial blähte sich auf, als wenn man ihm die größte Schmeichelei gesagt hätte, und meinte:

„Was willst Du, Reina? Die Jugend!"

„Die Jugend enschuldigt gewisse Dinge nicht, Marcial."

„Die Weiber lassen für einen Wüstling Leib und Leben."

„Wo hast Du diesen Unsinn aufgeschnappt, Marcial? Vielleicht daß es hin und wieder eine solche Thörin giebt, die ebensolche Neigungen hat wie diese Wüstlinge; aber ein feines, gefühlvolles Weib, welches edle Grundsätze hat, wird jeden Exceß, jedes Laster verabscheuen, denn sie hinterlassen unvertilgbare Flecken. Wenn Du anderer Meinung bist, so irrst Du dich, Marcial."

„Ich irre mich nie, Reina."

„Freilich, Du hast das ausschließliche Privilegium!" rief Reina und lachte.

„Also es macht Dir doch wohl Freude, der Liebe baares Wesen?"

„Nein, Freund, niemals."

Sechszehntes Kapitel.

Oktober 1846.

„Ich habe ein Rendezvous," sagte Marcial am andern Morgen zu seinen Freunden, als er die Danaidenarbeit, das Ankleiden, begann.

Fabian und Genaro, die beide studirten, antworteten nicht.

„Mir werden diese vielen Rendezvous langweilig," fuhr Marcial fort, „auch rauben sie mir viele Zeit."

Dasselbe Schweigen.

„Ich meine nicht," fügte Marcial hinzu, nachdem er sich umgesehen und die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß seine schweigsamen Freunde nicht schliefen, „ich meine nicht etwa, daß Abenteuer keinen Reiz für mich hätten. Ich bin der Mann dazu, um zwanzig Intriguen gleichzeitig auf mich zu nehmen; sie würden mir sammt und sonders willkommen sein; wenn nicht die Partie, die mich gerade beschäftigt . . ."

Dasselbe Schweigen.

Es trat eine kleine Pause ein. Marcial überzeugte sich, daß die Partie, die ihn gerade beschäftigte, die Lippen seiner Freunde auch noch nicht zu öffnen vermochte; er fuhr daher fort:

„Das heutige Rendezvous würde ich gern einem von Euch abtreten, denn ich habe mir vorgenommen, von jetzt ab Reina treu zu sein.“

Das Schweigen erlitt noch immer keine Unterbrechung.

„Sennors,“ rief Marcial, „befinden wir uns etwa in einem Trappisten-Kloster?“

„Wenn doch dem so wäre!“ sagte Genaro.

„Es wäre nicht übel,“ versetzte Marcial, „denn dann hätte man nicht dies impertinente: wenn doch dem so wäre! zu hören bekommen. Merke Dir es, Schüler der Diplomatie, daß die Machiavells hundert Prozent verlieren, wenn sie das Maul halten. Talleyrand, der sich darauf verstand, hat deshalb gesagt, daß der Gedanke dazu bestimmt ist, das Wort zu verbergen ...“

„Das hat er nicht gesagt,“ rief Fabian; „im Gegentheil, er behauptete, daß das Wort ...“

„Schweig', schweig', Strom so ruhig, und gefriere wie die Neva im Januar. Du hast nur immer mit mir zu mäkeln und zu kräkeln. Ich muß es besser wissen wie Du, was Talleyrand gesagt hat, der kein Dichter war, was Du eigentlich auswendig wissen müßtest. Doch zur Sache: wem von Euch trete ich mein Rendezvous ab?“

„Ich habe hier an dem Rendezvous mit meinen Büchern genug!“ sagte Fabian.

„Ich pflege nicht Abwesende und Kranke bei dergleichen zu vertreten,“ bemerkte Genaro.

Es trat wieder das frühere Schweigen ein.

„Und Ihr fragt mich nicht?“ sagte nach einer Weile Marcial, während er mit größter Geschicklichkeit sein Haar ordnete, „wer die Dame ist, die mich bestellt hat?“

„Ich wette,“ erwiederte Genaro, „daß es die Schwester jenes Schreibers ist, die zahnlose Person mit der diagonalen Nase, mit dem stets sich gleich bleibenden Teint und mit dem Körper, der sich nie gerade richten kann.“

„Ihr wißt bereits,“ entgegnete Marcial würdevoll, „daß mir dieser alte, bejahrte, hinfällige Scherz unangenehm, widerwärtig, eklig ist, ein Scherz, der einen falschen, unsichern und ungewissen Grund hat, ein Scherz, der der Wahrheit, Anmuth und Wirklichkeit entbehrt, und daß Du, Genaro, Du schlauer Fuchs, Dir ihn in Deinem Kopf, in diesem Brennpunkt unzusammenhängender Ereignisse und antiplatonischer Utopien, ausgeheckt hast.“

„O Marcial!“ rief Fabian, „dieser Satz macht Dich zum Großmeister aller Pleonasmen und Wiederholungen. Die aufgeblasene Muse bläst Dich auf; Du glänzest wie die Milchstraße. Aber sage mir: vielleicht hat die Vermuthung mehr für sich, daß Dich deine Nätherin bestellt hat, die Dich Don Jastial nennt und sich

darüber beschwert, daß Du alle Näthe zersprengst, selbst wenn sie den stärksten Hanfzwirn verwendet."

„Ihr befindet Euch, meine Freunde, in zu flachem Lande, da findet Ihr die Wahrheit nicht, Ihr müßt sie in den höheren Regionen erhabener Gipfel suchen."

„Gieb uns Deinen Führer!" sagte Fabian.

„Das geht nicht."

„Ach, Mensch, es drängt Dich nur so, es uns zu sagen."

„Und Euch, es zu wissen."

„Eines wie das Andere."

„Ihr wollt es wissen, he?"

„Ja, öffne Dein Herz und Deinen Mund."

„Ihr wollt es wissen?"

„Ja, so sei doch nicht so langweilig, denn Langweiligsein ist die achte Todsünde."

„Also, Ihr wollt es wissen?"

„Freilich! Was ist das für ein Gezerre!"

„Nun, so werdet Ihr es nicht erfahren."

Marcial sprach dies mit einer solchen Entschlossenheit, daß selbst die Hand, die den Kamm hielt, eine Erschütterung empfand, und, wie elektrisirt, den geraden Weg verließ, um über das Ohr hinwegzufahren.

„Wozu denn solche Geheimnißthuerei, da ich es doch weiß?" sagte Genaro, der dabei ruhig weiter schrieb.

„Wie, Du weißt es?" rief Marcial. „Bis dahin

kannst Du, Allwissend, Dich versteigen? Nun, mein Sohn, Du irrst, Du täuschest, Du betrügst, Du hintergehst Dich in Deinen Berechnungen."

„Es giebt eine Person, Marcial, die Dich jederzeit hochschätzt," sagte Genaro, und that dabei, als wenn er diktirte.

„Nun, das ist natürlich!" versetzte Marcial, während er den Hemdkragen vor dem Spiegel ordnete.

„Sie sagt," fuhr Genaro mit unerschütterlichem Ernst fort, „daß Du der beste Bursche bist, der auf den Straßen von Sevilla wandelt."

„Das hast Du gar nicht erst nöthig zu sagen," versetzte Marcial, „denn es giebt gar Vieles, was man sonst noch zu sagen hätte."

„Diejenige, welche es ausgesprochen hat," sagte Genaro, „ist dieselbe, die Dich gestern halblaut auf heute Mittag zu sich bestellte, die schöne Markise von Alocaz, die offenbar nicht so unempfindlich ist, wie sie aussieht; denn dies Rendezvous verräth mir, nach dem, was sie außerdem zu Deinem Lobe gesagt hat, daß Du sie total erobert hast. Glücklicher Sterblicher! die Generationen gehen bei Dir wie bei den Pyramiden vorüber, um Dir ihre Huldigungen darzubringen. Wir werden es noch erleben, daß auch eine Tochter Reina's Dich anbetet."

„In der That, Genaro, wenn dem so wäre, bei meinem Adel, es würde mir leid thun," sagte Marcial, indem er mit bewundernswürdiger Offenherzigkeit zu erkennen gab, wie diese Worte seiner Eigenliebe schmeichelten.

„Weshalb, unübertrefflicher Jüngling?"

„Weil anzunehmen ist, daß sie meine Beziehungen zu ihrer Tochter nicht dulden würde, da ja die Liebe, ist sie anders auf geordnetem Wege, bei sich selbst beginnt. Aber Du hast Ohren wie ein Sittenprediger, die Zunge eines Papagei und, was noch mehr ist, die Augen eines Diebes, arglistiger Genaro, schlauer Fuchs. Ein anderes Mal höre, sieh' und schweige; lege Deiner Stimme Stillschweigen auf, ein Schloß vor Deine Lippen und einen Knebel vor Deinen Mund; sei klug, vorsichtig, verschwiegen und anständig. Als Norm, Beispiel, Aufmunterung und Modell mögen Dir die Söhne Noah's dienen."

Während er dies sprach, that er den letzten Bürstenstrich an seinem Hut und verließ alsdann hochfahrend das Zimmer.

Dieser Genaro ist ein wahrer Teufel, sagte er bei sich, als er die Treppe hinabging; er weiß Alles und hat es herausbekommen, daß meine Tante es auf mich abgesehen hat. Wer hätte das geglaubt! Eine Frau, die für eine Festung Numancia gilt! Doch wir sind insgesammt Sterbliche, und welches Geschöpf von Fleisch

und Bein ist frei von menschlichen Schwachheiten? Man muß gegen diese armen Töchter der Eva nicht allzu strenge, hart, rauh und anspruchsvoll sein. Vor Allem darf dies nicht derjenige sein, welcher der Begünstigte, der Erwählte, der mit Wohlwollen und Ehren Ueberschüttete ist. Wie soll ich diesen Kampf zwischen Liebe und Glück bestehen, da ich mich bereits für die Tochter entschieden habe? Wie kann ich diese Phädra auf einen vernünftigen Weg bringen? Es giebt denn doch nicht blos Blumen in der Jugend, wenn es gleich immer und immer wieder die Dichter singen und die Greise beklagen.

Marcial betrat das Haus der Markise mit der ernsten, würdigen Miene eines keuschen Joseph, aber dabei sah er doch zugleich so stolz und selbstzufrieden aus wie ein Mensch, der da weiß, daß er geschätzt und geliebt wird.

Als er sich gesetzt hatte, stand die Markise auf und schloß die Thür.

„Die Sache ist richtig,“ dachte Marcial, und strich an seinem Hut.

Die Markise setzte sich auf's Sopha und sagte

„Rücke näher, Marcial, denn ich will nicht laut reden.“

„Da kann man sehen, was von den vollkommenen Wittwen zu halten ist!“ dachte Marcial.

„Marcial,“ sagte die Wittwe mit trockenem, schneidendem Ton, „bildest Du dir ein, daß mein Haus ein Café oder ein Kasino ist?“

Marcial fiel aus den Wolken und blieb platt an der Erde liegen wie ein Frosch; er erhob die Augen und betrachtete seine Tante, die die ihrigen drohend wie die beiden Mündungen einer Doppelpistole auf ihn gerichtet hielt.

„Sennora,“ versetzte er, „weshalb sagen Sie mir das?“

„Und Du fragst noch?“ erwiederte sie zornentflammt; „hast Du ein Recht, den ersten besten, der Dir aufstößt, in mein Haus einzuführen?“

„Sennora, wenn Sie damit den meinen, den ich gestern vorstellte, so ist er . . .“

„Wer?“

„Ein vortrefflicher Bursche.“

„Ein armer Schlucker.“

„Ein Doktor.“

„Ein Lump.“

„Ein Dichter.“

„Ein elender Wicht.“

„Ein Schriftsteller.“

„Ein Hungerleider.“

„Mein Freund.“

„Ein Wischlappen.“

„Ein kleiner Kerl, der was weiß."

„Was denn?"

„Gesetze."

„Na, das ist mir eine Empfehlung! . . Aber wer ist es denn?"

„Der Sohn eines Alcalden," erwiederte Marcial würdevoll.

„Du bist ein keckes, unbesonnenes Kind," versetzte die Markise; „Du kennst weder die Welt noch die Gesellschaft, und hast noch viel zu lernen. Das gefällt mir, daß Du mit einem lächerlich martialischen Wesen, ohne Dich um Gott und den Teufel zu kümmern, Deine Verwandten und Freunde in Verlegenheit bringst! Sei so gütig und unterlasse es fernerhin, meiner Abendgesellschaft Leute zuzuführen; ich werde ohne Deine Hülfe wissen, was ich zu thun habe. Ich will nicht, unbärtiger Neffe, daß man sagt, in der Gesellschaft bei der Markise von Alocaz verkehrten übelberüchtigte Wühler, liederliche Subjekte, die bei der Universität auf das Schlechteste angeschrieben sind, bäurische Studenten, die weder feine Sitte noch Erziehung besitzen, sondern Vagabunden und nur als Söhne von Grobschmieden empfohlen sind."

Marcial war denn doch etwas überrascht, als er seine Tante so reden hörte, dann sagte er jedoch mit dem

unerschütterlichen Nachdruck, mit dem er seine Sentenzen vorzubringen pflegte:

„Tante, das Schmiedehandwerk gehört zu den schönen Künsten.“

„Ich lasse mich mit Dir nicht in dergleichen Streitfragen ein,“ versetzte die Markise; „ich sage Dir blos, daß Du dir zu Freunden erwählen magst, wen Du Lust hast, daß aber ich ebenso meine Gesellschaft mir selbst erwähle.“

„Ist es möglich, Tante,“ rief Marcial, den nichts so leicht aus der Fassung brachte, „ist es möglich, daß Sie noch solchen veralteten Grundsätzen irgend ein Gewicht beilegen, die der gesunde Sinn längst als widersinnig verbannt hat? denken Sie wirklich noch an Pergamente und Hierarchien? Wir sind alle gleich wie die Lämmer. Der Zufall der Geburt giebt dem Menschen kein Verdienst, dies verdankt er seinen persönlichen Vorzügen, seinen Eigenschaften, seinen Tugenden, seinen Vollkommenheiten.“

„Du thust recht daran,“ entgegnete die Markise, „daß Du den Pergamenten den Krieg erklärst, denn obgleich Dein Vater ein sehr adelsstolzer Herr war, so war doch Deine Mutter . . . was weiß ich? . . . Man hat mir immer gesagt, daß sich Dein Vater unter seinem Stande verheirathet hat.“

„Sennora!“ rief Marcial wüthend, und stand mit

einem Sprunge vor ihr, „Sennora, was sagen Sie da? Meine Mutter war sogar von höherem Range wie mein Vater. Ja, meine Mutter war von altadligem Geschlecht. Meine Mutter war die Cousine des Herzogs von Balbaina und hatte Anwartschaft auf dieses Herzogthum und auf die Grandenwürde. Meine Mutter! Merken Sie sich das!"

„Ich weiß es, ich weiß es," sagte die Markise und lachte spöttisch. „Ich sagte Dir es blos, um zu erfahren, wie Du deine Theorien praktisch anwendest, mein Sohn. Gehe mit Gott, hohle Glocke; Du kannst gehn, ich halte Dich nicht; sei künftig vorsichtiger."

Marcial kam wüthend nach Hause.

„Ich bin ganz außer mir!" rief er, als er den Hut ablegte.

„Wenn es weiter nichts ist!" sagte der schlaue Fuchs im Genaro.

„Diese eitle, unduldsame Aristokratin aus einer zwergenhaften Zeit mit pergamentnen Ideen, verlegenen Grundsätzen und von Motten zerfressenen Sentenzen!"

„Wer? Deine Geliebte?"

„Die, eine Geliebte? nun, deren Rolle könnte ein todtes Kind auch spielen. Ich brauchte es blos dem Joseph, dem Sohn Jakob's, dem Enkel Abraham's nachzumachen. Dein Scharfsinn, mein Sohn, hat sich diesmal getäuscht und Dich unerleuchtet, blind und ent-

machiavellisirt gelassen. Stellt Euch vor, wenn Ihr es könnt, daß ich eine Furie, eine Eumenide, eine Schlange mit sieben Köpfen, eine wilde Katze mit dreihundert Krallen fand."

„Und weshalb war sie wüthend?" fragte Fabian.

„Weil ich Tiburcio hingebracht hatte. Aber seht, mag es nun dieser Zorn gewesen sein oder was weiß ich, kurz ich habe endlich gefunden, was ich mehr suchte, als der Alchimist das Goldmachen, mehr, als man den Stein der Weisen und die Quellen des Ganges gesucht hat."

„Des Nil," berichtigte Fabian.

„Des Ganges," behauptete Marcial; „aber ich habe es gefunden, ich habe es gefunden."

„Was denn?"

„Einen Reim auf Tiburcio."

„Nun, das freut mich," sagte Genaro. „Das ist doch ein klarer Beweis, daß es noch Ausgleichungsmittel giebt; senkt Cupido die Flügel, strahlt Apollo; wird das Herz gedemüthigt, krönt das Haupt eine Glorie; wird die Liebe darniedergebeugt, richtet sich die Freundschaft stolz empor."

„Sage uns den Reim," fügte Fabian hinzu, „denn ich bin sehr neugierig, ihn zu erfahren. Quevedo mit seinem berühmten ego te absolvo wird Dir nachstehen müssen."

„Nun so hört, Ihr die ihr nur gebrochen zu reden versteht:

> Das wie für Dich ich streite, großer Tiburcio,
> Das kann allein besingen Quinto Curcio.“

Genaro und Fabian lachten, Marcial jedoch beachtete es nicht und blieb ernst. Er fuhr also fort:

„Das Ende vom Liede ist: ich war auf falscher Fährte und habe mir über mein Verhältniß zur Mutter klaren Wein einschenken lassen; den opfere ich nun auf den Altären der Freundschaft. Meinetwegen, aus Tagen werden Jahre, und mein Plan mit der Tochter wird gelingen. Reina ist freilich etwas abstoßend und unfreundlich, wenn sich's um Liebe handelt, aber das gefällt mir; die Weiber müssen sich zur Geltung bringen und dürfen nur erst am Fuße des Altars ja sagen, und zwar deswegen, weil ohne dieses Ja die Ehe nicht gültig ist.“

„Du hast recht, Marcial,“ meinte Genaro. „Das Ja ist der leise Südwind, welcher lindert, das Nein der tyrannische Nordwind, welcher durchgreift.“

„Er kann so rauh sein, daß er Frost bringt; ich bin nicht für die durchgreifenden Mittel.“

„Weißt Du, Marcial,“ sagte Genaro, „daß Dein Plan mit Reina, wie Du ihn nennst, durch Dein eigenes Verschulden zu Schanden werden kann?“

„Wie? auf welche Weise?“ fragte Marcial beunruhigt.

„Weil Du Tiburcio mit hingebracht hast,“ erwiederte Genaro; „es scheint mir, daß er, wenn auch nicht auf die Mutter, so doch auf die Tochter einen entschieden günstigen Eindruck gemacht hat.“

„Welche Narrheit! Das ist unmöglich!“

„Im Gegentheil, Marcial. Du kennst noch nicht die Launen der Weiber.“

„Sprich nicht solchen Unsinn. Bedenke doch, Tiburcio ist ja grundhäßlich.“

„Und wie? wenn Reina behauptet, daß er einen romantischen Anflug hat?“

„Romantisch? Was für eine Idee, lächerlich und originell zugleich!“

„Reina sagt, daß ihr Alles Originelle gefällt. Außerdem sagt sie, daß sein düsteres Wesen, seine außerordentliche Magerkeit, seine vortreffliche Aussprache des Castilianischen ihm höchst anmuthig stehen. Sie hat ihn Antony genannt.*)“

„Was sagst Du mir da?“ rief Marcial erschrocken. „Antony? Wie kann das möglich sein? Aber es ist möglich, wahrscheinlich, denkbar. Die Ueberschwenglich-

*) Ein Zeichen größter, nur sehr nahen Bekannten gestatteter Vertraulichkeit, sich mit den Vornamen anzureden.

keiten der Weiber sind nicht zu beschreiben, zu drucken, zu schildern, auseinanderzusetzen. Der Beweggrund und die Quellen ihrer Launen sind so unbekannt wie die des Ganges. Schweige, schweige, Fabian, es ist der Ganges und nicht der Nil, was immer Du behaupten magst. Wer gute Gedichte macht, ist deshalb noch kein guter Geograph, Redner oder Staatsmann, und wenn Du nicht dort Lamartine vor Dir hättest, den ersten unter den neueren Dichtern, so solltest Du dich in diesem Spiegel betrachten und ... schweige, um Gotteswillen schweige, denn gerade, wenn ich im besten Zuge bin, einen Gedanken zu entwickeln, mußt Du darein reden. Weil ich Dich Strom Dauro nenne, willst Du mehr wie alle Andern von Flüssen wissen. Der Ganges und noch drei andere, das sind die Flüsse, deren Quellen unbekannt sind. Mit dem Nil darfst Du nur kommen, wenn es sich um Ueberschwemmungen und Krokodile handelt, deswegen ist er ausgezeichnet und nicht wegen seiner noch unentdeckten Quellen. Seine Quellen entdeckte Mungo Park am Kap der guten Hoffnung; aus ihnen trinken die Kaffern, die Hottentotten und der König der Moskito's."

„Der König der Moskito's, der in Amerika ist!" rief Fabian und lachte laut auf. „Was für ein Unsinn, Marcial!"

„Ich weiß es," versetzte dieser, „aber da es überall Moskito's giebt, werden sie am Kap auch nicht fehlen; ebenso werden sie einen König haben, der sie beherrscht, und einen Papst, der sie exkommunizirt. Verstehst Du das, Du Mischdichinalles. Aber Du, Genaro, schlauer Fuchs, der Du mehr weißt, wie die Schlangen, warum hast Du es mir nicht ausgeredet, diese große Schlange, Deinen Großvater, mit zu meiner Tante zu nehmen?"

„Hast Du mir es denn gesagt, daß Du ihn mitnehmen wolltest, Marcial?" entgegnete Genaro; „und nimmst Du denn überhaupt von Jemandem Rath an?"

„Je nachdem. Jetzt erst fällt mir ein, daß sie sich vertraut unterhielten, als ich mich Ihnen näherte. Ich hörte diese Reina, die unwürdig ist, es*) zu sein, sagen, daß es an verwendbaren Leuten mangelte, worauf dieser oben hinaus wollende Tölpel erwiederte, das wäre nicht so schlimm, wohl aber, daß die Unwürdigen den Würdigen vorgezogen würden. Jetzt sehe ich klar ein, das war eine Anspielung auf sie, auf ihn und auf mich. Na, es ist schon gut! Ich werde sie auf Schritt und Tritt verfolgen; mich täuscht man nicht. Freilich kann ich nicht Esel beschlagen, wie er. Dieser Mensch will mir den Rang ablaufen! Beim Teufel, das geht nicht! Es wäre lächerlich, wenn er es bei einem von Euch ver-

*) Nämlich Königin.

suchen wollte, aber bei mir ist es eine pyramidale Anmaßung, ein phänomenales Erfrechen, eine ungeheuerliche Keckheit, eine erstaunliche Verwegenheit und eine kolossale Niederträchtigkeit.“

Ende des ersten Theils.

Druck von Graß, Barth & Comp. (W. Friedrich) in Breslau.

Verlag von Josef Max und Komp. in Breslau.

Wohlfeile Ausgaben werthvoller Bücher,

zu haben in allen Buchhandlungen.

Bermudez oder die Schule der Leiden. Aus der Geschichte Fortunio's, Königs von Navarra. Von P. J. F. Wendal. 8. 6 Sgr.

Byron's Manfred. Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen. Von Posgaru. 8. . . . . 6 Sgr.

Edward in Rom. Eine Novelle in neun Büchern. 2 Bände. 8. 20 Sgr.

Evremont. Ein Roman aus den Jahren 1806—15. Herausgegeben von Ludwig Tieck. 2. Auflage. 3 Bände. 8. 25 Sgr.

Friedrich der Große und sein Hof, oder: So war es vor 100 Jahren. In vertrauten Briefen. 1758—1760. Von Freiherr von Bielefeld. 2 Bände. 8. . . . . 12 Sgr.

Fünf Jahre in Spanien 1835—1839. Von Georg Borrow. Nach der dritten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt. 3 Bände. 8. . . . . 1 Thlr.

Das Fürstenhaus zu S. Ein Roman in 3 Bänden. 8. 25 Sgr.

Ein Fürstenspiegel. Denkwürdigkeiten des Pfalzgrafen Friedrich II. beim Rhein. Nach der Urschrift herausgegeben von Eduard von Bülow. 2 Bände. 8. . . . . 20 Sgr.

Lebens- und Reisebilder aus Ost und West. Von Th. König. 8. 10 Sgr.

Inhalt: 1) Bucharest. 2) Ungarn. 3) Serbien. 4) Wallachische rendez-vous. 5) Wallachen und Türken. 6) Bonaparte. 7) Bucharest und seine Maskenbälle. 8) Rußland's Militär. 9) Italienische Oper in Bucharest. 10) Noch

Einiges über die italienische Oper. 11) Die griechische Frage. 12) Ein russischer Ball in Bucharest. 13) Wallachische Aristokratie und Bureaukratie. 14) Der Lucifer des 19. Jahrhunderts. 15) Die Donau. Ungarn. 16) Wien. 17) Linz. 18) Ischl. 19) Salzburg. 20) München. 21) Dresden.

Lucretia Tornabuoni. Ein Roman von Henriette von Bissing. 2 Bände. 8. . . . . 15 Sgr.

Menschen und Gegenden. Deutschland. Die Schweiz und Italien. Von Karoline von Woltmann. 2 Bde. 8. 10 Sgr.

Novellen aus meinem Wanderbuche. Von Oscar von Witzleben. 2 Bände. 8. . . . . 20 Sgr.

Inhalt: 1) Venedig. Das Kreuz der Lagunen. 2) Val d'Agno. La Straniera. 3) Ober-Drauthal. Der Fluch des Hauses Salamanca. 4) Unter-Kärnthen. Eine Dorfgeschichte. 5) Im Plauenschen Grunde. Die Birke von Tharand. 6) Der Harz. Woher kennt man die Sagen des Harzes? 7) Baden. Steeple chase. Das Gefecht von Neudorf. 8) Paris. Hortense.

Der Pentamerone oder das Mährchen aller Mährchen. Von Giembatista Basile. Aus dem Neapolitanischen von Felix Liebrecht. Mit einer Vorrede von Jacob Grimm. 2 Bände. 8. Geh. . . . . 20 Sgr.

Steffano Carini. Ein Roman. 8. . . . . 9 Sgr.

Die Stiefmutter. Ein Briefwechsel von P. J. F. Wendal. 8. 6 Sgr.

Vittoria Accorombona. Ein Roman in 5 Büchern von Ludwig Tieck. 2. Auflage. 2 Bände. 8. . . . 1 Thlr. 10 Sgr.